

1189

+ 1 Zelt.

Auf nach

LASKA



Ein Führer für Wagemuthige

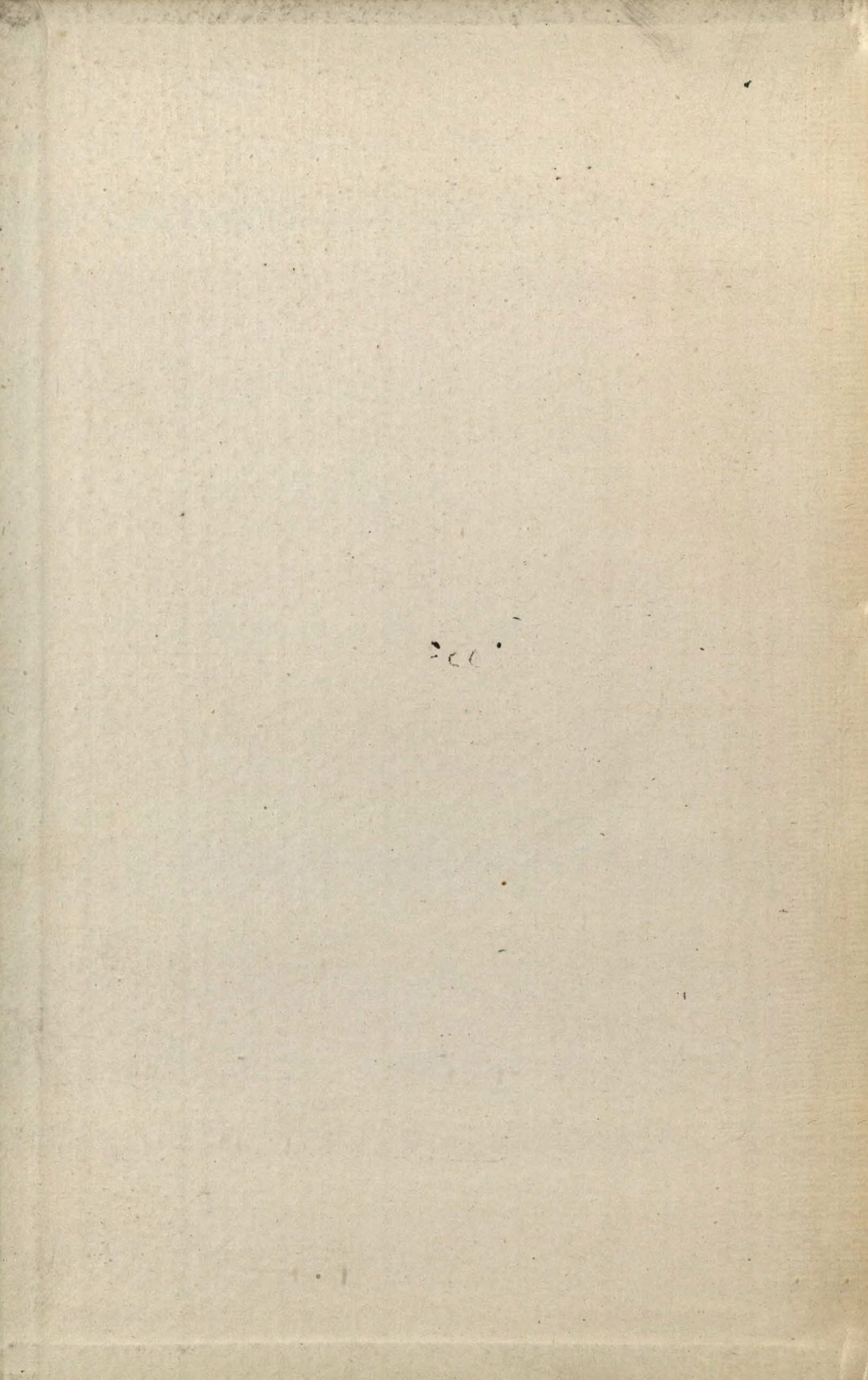
VON

Joachim van Röll

Verlag von Friedrich Thiel

Charlottenburg, Camsersir. 15

1897

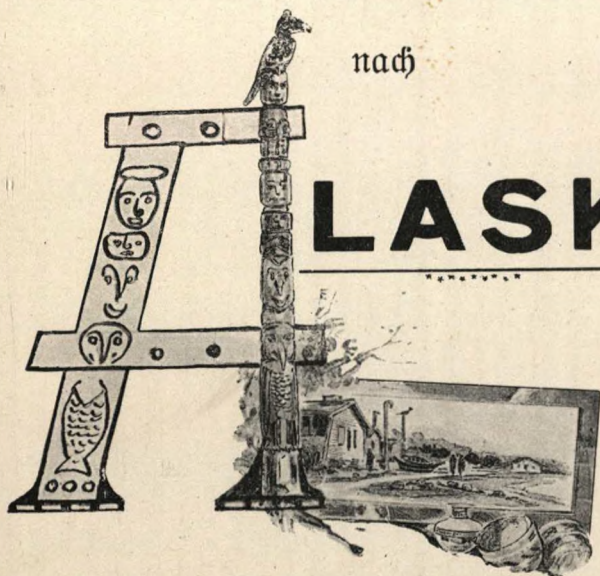




Auf

nach

LASKA



Ein Führer für Vagemutige

von

Joachim van Möller

. . . . (Mit 50 Illustrationen und einer Doppeltarte)

Preis 1½ Dollar = 6 Mark

Verlag von Friedrich Chiel

Charlottenburg, Carmerstr. 15

1897

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5151588



1189

NH-44466/TMK

Den Manen

des

Barons Baranoff

des alten Bechers auf dem Lügenblocke bei Sitka-Thule

widmet dieses Buch

eine ihm

verwandte Seele.

Vormort.

Im Sommer 1893 befand ich mich in meiner Eigenschaft als Berichterstatter für ein Berliner Blatt in Portland (Oregon).

In der daselbst erscheinenden „Staatszeitung“ veröffentlichte ich einen Artikel, den der Leser am Schlusse dieser Broschüre nachlesen kann. Am nächsten Tage — und das ist echt amerikanisch — erschienen in meinem Hotel drei Herren: zwei Vertreter von Dampfschiffahrtsgesellschaften und ein Vertreter einer Eisenbahngesellschaft. Sie luden mich ein, kostenlos per Wasser und zu Land nach San Francisco und nach Alaska zu reisen und ihre Gesellschaften geziemend herauszustreichen.

Die märchenhaft gelegene Hafenstadt San Francisco mit ihrer wie ein Wunder aus „1001 Nacht“ anmutenden „Golden Gate“ reizte mich natürlich sehr, während ich zu meiner Schande gestehen muß, daß mich der Name Alaska sehr kalt ließ.

Ich wußte von diesem Lande nicht viel mehr, als daß es in hohen Breitengraden liegt, wo viel Seehunde vorkommen, daß es durch die Beringstraße vom asiatischen Sibirien getrennt ist und von den sonst so schlauen Russen an die noch schlaueren Yankee's für einen Apfel und ein Stück Butterbrot verkauft worden war.

Für San Francisco sagte ich sofort zu: Hin zu Wasser, zurück zu Land. Eine mir eingehändigte Schrift über Alaska studierte ich unterwegs, und dadurch wurde meine Lust, dieses Land, wenn auch nur oberflächlich, kennen zu lernen, rege gemacht. Ich ging also mit dem Vergnügungsdampfer „Queen“ der Pacific-Küsten-Dampfschiffahrtsgesellschaft auf 14 Tage nach Alaska, und gebe ich auf Grund des Selbsterlebten sowie auch auf Grund eines in diesem Jahre gewissenhaft gesammelten Materials dasjenige kund, was ich über Land und Leute kennen gelernt habe.

Charlottenburg, im Oktober 1897.

Der Verfasser.

Einleitung.

Seit Mitte Juli 1897 konnte man fast kein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne auf einen Artikel über die Goldfelder am Klondyke in Alaska zu stoßen. Bald strömten dieselben über von märchenhaften Schilderungen über den schier unermesslichen Reichtum an aufgefundenen Goldklumpen, den des Teufels Streusandbüchse aus Bosheit und Pläster in Wasser und Sand ausgeschüttet hat, um die goldgierige Menschheit an der Nase herumzuführen, bald zeigten sie uns eine endlose Reihe von Gräbern, vor Hunger wahnsinnig gewordene Gestalten und ehemals robuste Männer voller Frostbeulen, weil die Ärmsten, um eine kurze Wegstrecke von nur 8 Meilen zurückzulegen, 12 Tage lang in dicht eingeschnittenen Felschlünden umherirren mußten. Wem fallen da nicht die Worte des Altmeisters Goethe ein: „Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier, auf dürrer Heide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und rings umher liegt schöne, grüne Weide.“

Dabei traten die Redaktionen unserer leitenden Blätter alle höchst behutsam auf und hielten mit ihren Urteilen zurück. Und das mit Recht aus mancherlei Ursachen. Die Thatsache, daß in dem vorgeschobenen Dreieck, welches unter dem $64^{\circ} 50'$ n. Br. und dem $140^{\circ} 25'$ ö. L. von Greenwich an dem linken Ufer des Yukon liegt, südlich begrenzt vom Forty Mile Creek und nördlich vom Tatotlindun ein Territorium vorhanden ist, auf welchem sich unermessliche Goldfelder befinden, die zwar auf britischem Boden liegen, sich aber nach Westen tief in das nordamerikanische Alaska hinziehen, wurde von niemand bestritten, aber man traute der Nachricht von den enormen Funden nicht recht, und Bestätigung mußte abgewartet werden.

Der sonst nie versagende Stieler'sche Atlas (Verlag von Justus Perthes in Gotha), oder der Andreesche (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld), und wie sie sonst noch heißen mögen, derjenige der weltbekannten Firma Rand Mc Nally & Co. in Chicago inbegriffen, blieben die Antwort auf die Fragen: Wo liegt der Klondyke River? Wo liegt Dawson City? schuldig. Von Alaska, vom Yukon, vom Klondyke und von Dawson mußten selbst gebildete Leute blutwenig,

und da ein Nichtwissender machtlos ist und sein Interesse an der Sache sich vermindert, so sagte man sich schließlich: „Was ist mir Hekuba?“ Und doch, welche Fülle von geistig anregenden Vorstellungen knüpfte sich nicht an die Mehrzahl der genannten Namen! Ein Land von 600000 englischen Quadratmeilen, das größer ist, als die Reiche Frankreich, England und Deutschland zusammengekommen, ein Strom der Ströme, der dieses Riesengebiet in einer Länge von 2100 Meilen durchfließt und an einzelnen Stellen 5 Kilometer breit ist, ein hochverdienter Geologe Dr. G. W. Dawson*), der seit zehn Jahren als Forscher jene Gebiete durchreist und der das große Wort gelassen ausgesprochen hat: „Ich bin der Ansicht, daß ganz Alaska auf dem Streifen zwischen dem 140. und 141.^o w. L. voller Goldlager steckt“, verlohnten die Mühe, ihnen ein eingehendes Studium zu widmen. Je nach dem politischen Standpunkte, auf dem jemand stand, hörte man Urteile wie: „Dem Bimetallismus drohen neue Gefahren“ oder „Jetzt ist die Erhaltung der Goldwährung gesichert.“ Sanguiniker sagten: „Wozu hier ein Hundeleben führen, wenn man drüben das Gold nur aufzulesen braucht?“ Die Vorsichtigen erteilten den Rat: „Bleibet im Lande und nährt euch redlich! Drüben harret euer Krankheit, Verderben und Tod.“ Haben nun in diesem Widerstreit der Meinungen die Optimisten, haben die Pessimisten recht? Pilatus würde sagen: „Was ist Wahrheit? Bringt mir das Goldwaschbecken!“ Ben Affiba seligen Andenkens würde hinzufügen: „Ist 1849 in Sacramento (Kalifornien), ist 1865 in Cariboo (Kolumbien), ist 1883 in Johannesburg (Transvaal) alles schon dagewesen; wird sich wieder verlaufen, wie sich alles hienieden verläuft. Nur das menschliche Elend wird dauern bis ans Ende aller Dinge.“ Bei solcher Sachlage, und da voraussichtlich John Bull und Uncle Sam um den mitten auf der Grenze liegenden Erisapfel in einen so hitzigen Kampf geraten werden, wie weiland die Griechen und Troer um die Leiche des Patroklos, so

*) Dr. G. W. Dawson, ein berühmter britischer Naturforscher, nach welchem Dawson City am Klondyke River seinen Namen führt, trat in den Jahren 1891 und 1892 wiederholt in geschäftliche Beziehungen zum Gouverneur von Alaska, da er von seiner Regierung zugleich mit dem Sir George Baden Powell zum Kommissiönär Ihrer Majestät der Königin Viktoria ernannt worden war, um die zwischen den Vereinigten Staaten und der britisch-kanadischen Regierung bestehenden Differenzen in Bezug auf die Seehundjagd zu einem gütlichen Ende zu führen. Dr. Dawson reiste in dieser Eigenschaft auf britischen und amerikanischen Schiffen beinahe 3 Jahre lang, in den arktischen Gewässern südlich von der Beringstraße umher, um als einer der gründlichsten Kenner der Gewohnheiten und der Lebensweise der Seehunde weitere Studien über dieselben an Ort und Stelle anzustellen. Die amerikanische Regierung ebnete ihm bei dieser Gelegenheit die Wege, soweit es in ihren Kräften stand.

geziemt es sich, der Frage der Goldfelder in Alaska ohne Haß und ohne Furcht näher zu treten, weder für die alleinseligmachende Goldwährung Partei zu nehmen, noch für den alle Leiden der Landwirtschaft heilenden Bimetallismus. Ebensovienig ziemt es sich, diejenigen auszulachen, welche um ihres persönlichen Vorteiles willen mit demselben Gleichmüthe ihr Leben in die Schanze schlagen wollen, wie es im Interesse der Wissenschaft oder aus Großmannsucht die kühnen Luftschiffer Andree, Strindberg und Fränkel gethan haben. Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber sind die Schulden. Diese Schulden wollen die meisten Goldsucher sich definitiv vom Halse schaffen, und mit Hilfe der Schätze Alaskas wollen sie sich auf ihren alten Tag einen höheren Spargroschen erkämpfen, als sie ihn bei noch so fleißigem Aufkleben von „Altersversorgungsmarken“ im eigenen Vaterlande ergattern können. Machen wir uns also zunächst mit dem fraglichen Lande und den daselbst sesshaften Leuten, welche dem größten Teile unserer Mitbewohner ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln sind, des Näheren bekannt, damit dann jeder Einzelne an der Hand dieser Kenntnisse sich ein begründetes Urtheil bilden könne.

Es möge aber gleich am Eingange dieser kleinen orientierenden Schrift darauf hingewiesen werden, daß jedermann auf das dringendste abzuraten ist, an den Gestaden des Yukon- oder Klondykefluß sein Glück zu versuchen, wenn er nicht bei seiner Abreise von Deutschland 4000 Mark (gleich 1000 Dollars) in barem Gelde oder in guten Wechseln auf New York oder auf San Francisco in seiner Tasche mit sich führt.

Beispielsweise kostet die Reise von Berlin:

1 Tag	Berlin—Hamburg dritter Klasse	14 Mark
8 Tage	Hamburg—New York (Deckplatz per Schnell- dampfer).	130 "
5 "	New York—San Francisco per Bahn (50 Dollars).	200 "
5 "	San Francisco—Juneau Deckplatz (40 Dollars).	160 "
1 Tag	Juneau—Chilkat (10 Dollars).	40 "
	Extraausgaben unterwegs (14 Dollars).	56 "
40 Tage	über den Chilkutpaß nach Dawson City am Klondyke River ($40 \times 9 = 360$ Dollars).	1450 "
40 "	in Reserve für Tage der Not und eventuell für die Heimkehr ($9 \times 40 = 360$ Dollars).	1450 "
	Kosten der ersten Ausrüstung in Juneau (125 Dollars).	500 "
		<hr/> Sa. 4000 Mark

Die nachstehenden Kapitel haben eine verschiedene Entstehungszeit. Sie erheben nicht den Anspruch, den Männern der Wissenschaft etwas Neues zu bieten, aber sie fassen kaleidoskopisch so ziemlich alles zusammen, was über Alaska aus früheren Zeiten und in den letzten Monaten bekannt geworden ist. Verfasser war bestrebt, frei von jedem Vorurteil nach oben und nach unten, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, nichts Nachteiliges zu verschweigen, was zu seiner Kenntnis gelangt ist, aber auch den schönen Aussichten, welche Alaska starken und selbstbewußten Naturen eröffnet, voll und ganz gerecht zu werden. Wiederholungen waren nicht gänzlich zu vermeiden, und erst in einer zweiten Auflage wird das Material besser gesichtet werden können. Unsere raschlebige, im Zeichen des Weltverkehrs pulsierende Gegenwart gestattete kein wünschenswertes Feilen an diesen und jenen Ausdrücken. Schreiber wird sich für die auf seine Arbeit verwandte Mühe reichlich belohnt fühlen, wenn ein mit Schätzen beladener deutscher Goldsucher an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts bei ihm vorsprechen und ihm mit den Worten die Hand drücken will: „Ihre Schrift hat mir im Goldlande gute Dienste geleistet.“

San Francisco im sonnigen Californien.

Es ist nach unserer Meinung einer der schönsten Triumphe kaufmännischer Muthigkeit und kaufmännischen Unternehmungsgeistes, daß diejenigen Männer, welche gegenwärtig im arktischen Alaska dicht unter dem Polarkreis auf $66\frac{2}{3}^{\circ}$ n. Br., allen Unbilden der Witterung Trotz bietend, durch die Arbeit ihrer schwieligen Hände außergewöhnliche Schätze ansammeln, unbekümmert darum, ob sie die Früchte ihrer Anstrengungen in Frieden genießen oder vorzeitig als „erfrorene Millionäre“ ihr Dasein beschließen werden, in der Stadt San Francisco im sonnigen Kalifornien unter dem 37° ö. L. ihre Operationsbasis und Rückzugslinie besitzen.

In der That, von San Francisco gehen die Haupt-Steamer aus, welche Reisende zu Wasser und zu Land bis an den Fuß des gefürchteten Chilkutpaß befördern; nach San Francisco kehren die Reisenden zurück, indem sie zuerst auf kleinen Dampfboten 1400 Meilen den Fufon hinunterfahren, um sich dann den großen Ozeandampfern aus San Francisco anzuvertrauen, welche den Rest der Reise von 2600 Meilen zurückzulegen haben.

Wir entnehmen der deutschen Zeitung „Der Demokrat“ (Verlag von Heß) in San Francisco die nachfolgende Schilderung der Abfahrt eines solchen Pacificdampfers:

○ 28. Juli. „Kopf an Kopf stehen die Menschen am Pier der „Alaska Commercial Company“, um der Abfahrt von 200 Passagieren beizuwohnen, die einen frisch-fröhlichen Argonautenzug nach dem goldenen Fließ in Kolchis am Pontos Euxinos (freie Übersetzung für Klondyke am Fufon-River) zu unternehmen fest entschlossen sind.

Stundenlang harrt die vieltausendköpfige Menge auf ihrem Posten aus, alle Werfte, alle benachbarten Schiffe, die Flaggen Schmuck angelegt haben, alle Häuser in der Umgebung sind bis in die Dachluken besetzt. Amateure mit ihren Kodaks und gewerbsmäßige Photographen haben ihre Apparate aufgeschlagen und nehmen Momentbilder auf. Pear läßt ein großes Reklameschild aufrichten, jeder Buchstabe 5 Meter hoch: „Pear's Soap ist die einzige, welche bei 50 Grad unter Null nicht gefriert.“ Auf dem Deck war kaum durchzukommen. Inmitten der überall aufgestapelten Ladung von Proviantkisten, Koffern und schlittengerecht geschnürten Ballen, spielten sich vor unseren Augen die rührendsten Abschiedsszenen ab. Seltsam genug sahen in der Julisonne und, umdrängt von Damen in duftigen Sommertoiletten, die Helden des Tages in dicker Winterkleidung aus, angethan mit Wollhemden und neuen Ledergürteln, schneidige und muskulöse Burtschen und mancher Alte, der mit den Stürmen und Schiffbrüchen des Lebens vertraut schien; als Mittelpunkt der Aufmerksamkeit fühlte sich ein alter Knabe mit grauem Bart und gerötetem Antlitz, ein angehender Saloonkeeper in den eifigen Goldfeldern, der, auf dem Leinwanddach eines der hängenden Rettungsboote stehend, unablässig einen mit seidenem Sternbanner geschmückten Blumenstrauß und die Embleme des Glücks, einen goldenen Korbpantoffel und ein golbbeflecktes Hufeisen, in den Lüften schwang. Er perorirte: „Odd Fellows, das goldene Vließ liegt nicht mehr im Schwarzen Meer. Jason der Vierundfünfzigste hat gefürchtet, daß die Griechen und Türken es stehlen wollen, um ihre Kriegsschulden damit zu bezahlen. Es ist jetzt im Klondyke River begraben, und dort wollen wir es holen, so wahr ich wie Jason nur einen Schuh an habe.“ Weiter konnten wir dem schallhaften Herrn nicht zuhören, denn das Abfahrtsignal wurde mittels Dampfpeife gegeben, alle Landratten flüchteten on shore, die Brücken wurden aufgezogen und langsam glitt die „Excelsior“ hinaus — es war ein Lebewohlrufen, ein Winken und Tücherschwenken hüben und drüben, wie man es seit langen Jahren nicht erlebt hatte. Und in demselben Augenblicke überschüttete die wogende Menge am Ufer ein Regen weißer bedruckter Zettel: „Ho!

for Alasca!“ genaue Auskunft enthaltend über die Abfahrt der vier nächsten Schiffe in der kommenden Woche, nebst billigsten Fahrpreisen. Was uns besonders an den nach Norden fahrenden Diggers auffiel, war der Umstand, daß sie gesund aussahen, wetterfest dreinschauten und vorzüglich equipiert zu sein schienen. Es waren Männer, auf deren Gesichtern zu lesen war: „Wir wissen, was wir thun.“ Die meisten hatten, wie wir auf vertrauliche Fragestellungen erfuhren, 400, selbst 500, mehrere sogar über 1000 Dollar als Barschaft in der Tasche, und einer unter ihnen sagte, auf sein reichliches Gepäck mit Mundvorräten zeigend: „To die with cold, may be — to starve, no.“ (Erstieren mag sein, Verhungern ist nicht.) Wir wünschen den Tapfern, denen sich auch ein Duzend Vertreterinnen der holden Weiblichkeit angeschlossen hatten, glückliche Überfahrt und an der Wende des Jahrhunderts fröhliche und von Erfolg gekrönte Heimkehr zu den Benaten.“

Die Stadt San Francisco schwelgt jetzt in Vaterfreuden, denn man kann es wohl sagen: Ohne Francisco kein Alaska. Mit weit ausschauendem Blick haben die Rheder, deren 15 Stock hohe Bureaus in der breiten Marktsstraße gelagert sind, den Überschuß ihres Vermögens dazu verwandt, Schiffe nach Alaska laufen zu lassen, die nicht rentierten. Aber fest hielten die kühnen Unternehmer an der Überzeugung: Einst wird kommen der Tag, wo unsre Opfer hereinfließen und heute fürwahr ist er gekommen, und alle Sharebesitzer der „Pacific Coast Company“, der „Alasca Commercial Company“, „The North Amerika Commercial Company“ und wie sie sonst heißen mögen, können in diesem Jahre fette Dividenden einstreichen. Der Deutsche Karl von den Steinen in San Francisco ist in der zweiten Hälfte des Juli mit zwei aus Dawson City zurückgekehrten Diggers auf dem gleichen Schiffe von Portland nach San Francisco gefahren und berichtet darüber folgendermaßen:

„Ich hatte das Vergnügen, mit zwei der beneideten Sterblichen, die in der Lage sind, ein mit Klondykegold gefülltes Säckchen als Probe eines frisch erworbenen Vermögens aus der Tasche zu ziehen,

von Portland nach San Francisco zu fahren. Sonnenverbrannt, in feiertäglicher Arbeiterkleidung, die Krabattennadel und einen dicken Reif am Finger mit natürlichen Goldklumpen besetzt, noch ein wenig unbeholfen in der Pullmancar — kurz selber sowohl Gold als Klumpen — waren sie auf den ersten Blick zu erkennen und wurden sofort die Löwen des Rauchzimmerhens. Sie waren nun der harten Spectschwarten herzlich überdrüssig und wollten ein paar Monate „strawberries and cream“, Erdbeeren mit Rahm, genießen, sie ließen sich mit ernstem Interesse durch einen Mitreisenden belehren, daß irgend etwas Gutes, was es überhaupt auf der Welt gebe, auch in Frisco zu finden sei. Im Frühjahr wollten sie nach Alaska zurückkehren und ihre dort zurückgelassenen Teilhaber ablösen. Im Winter werde fleißige Förderarbeit gethan, nur das Auswaschen könne natürlich erst im Frühjahr beginnen. In der Umgebung von Dawson City seien alle Claims bis zu den Gipfeln der Berge in festen Händen, die neuen Ankömmlinge würden aber neue Minen finden oder zu 10—15 Dollars Tagelohn — Bezahlung stets in Goldstaub oder Klumpen — die alten bearbeiten helfen. Gold könne jeder, so viele auch kämen, in Alaska haben — wenn er nur zu essen habe.

Es gehört in der That zur besonderen Charakteristik dieses Klondyke-„Rush“ ¹⁾, daß es nicht durchaus mittellose Leute sind, die sich hineinstürzen, sondern Leute, die wenigstens einige 100 Dollars besitzen müssen. Alles Menschen, die eine kleine Polarexpedition mit schwerem Gepäck antreten. Man berechnet die nötige Ausrüstung für den einzelnen Mann auf etwa 1400—1500 Pfund mit ungefähr 275 Dollars Kosten. Davon kommen 120 Pfund und 160 Dollars auf die schwere Winterkleidung, über 1300 Pfund und 115 Dollars auf die Provorräte, das Arbeitsgerät, den Ofen u. dgl. Auch sollte es nicht für übertrieben teuer gelten, wenn die Alaska-Kompanie den Jahresvorrat in Dawson City selbst für 400 Dollars liefert. Schweres Unheil könnte entstehen, wenn infolge des tollen Andranges oder eines verfrühten Winters starke Verkehrsstockungen eintreten. Überhaupt wird gar mancher nicht reich werden, gar mancher nicht heimkehren. Man wandelt

nicht ungestraft unter Fichtenbäumen auf eisiger Höhe, wenn man irgend einer städtischen Amtsstube, Gastwirtschaft oder Werkstatt entlaufen ist.“

Noch drastischer lauten die Schilderungen des Goldsuchers Clarence Berry, der im März 1896 in Begleitung seiner jungen Frau sich nach den Goldfeldern am Yukon aufmachte. Das Ehepaar brauchte zu der Reise fast drei Monate, und die mutige Frau beschreibt den Weg von Juneau nach den Goldminen, über Schnee und Eis, durch Seen und Flüsse, als einen, den sie nie vergessen wird. „Wir führten mit uns ein Zelt und einen Ofen, welcher ersteres wir jede Nacht an einem Flecke aufschlugen, wo der Schnee ganz hart war. Unsere Betten bestanden aus Baumstäben, und es gelang uns nach vieler Mühe, ein Bärenfell zu bekommen, das viel zu meinem Komfort beitrug. Während der Reise war ich an den Schlitten oder das Boot festgebunden, was besser war als Gehen. Aber es war kalt, sehr kalt. Wenn die Seen und Flüsse mit gebrochenem Eise gefüllt sind, ist die Reise besonders für Frauen sehr gefährlich, und wenige würden solche Strapazen aushalten. An einem Minenlager 15 englische Meilen von Dawson City fanden wir ein Haus ohne Thür und Fenster vor, worin wir den Winter zubrachten. Mein Mann mußte ein Loch in die Wand schneiden, um den Ofen hineinzubekommen. Aber all die Pein war vergessen, als wir anfangen, Gold zu finden und damit die Aussicht auf Unabhängigkeit. Der Tag wird mir immer in Erinnerung bleiben, als ich mit meinen eigenen Fingern einen Klumpen im Werte von 231 Dollars aus dem Schlamm herausgrub.“

Noch eine Dame, Frau Eli Gage, die Schwiegertochter des Schatzamtssekretärs der Vereinigten Staaten, ist von Alaska nach Chicago zurückgekehrt. Sie sagt, das Land eigne sich nicht für Frauen und Kinder. Sie will aber dennoch nach Alaska zurückkehren. Vor allem aber müssen die Frauen jeden Gedanken an Luxus aufgeben, wenn sie am Yukon leben wollen. Sie erzählt, daß sie stark von den Mücken gelitten habe, die mitunter in so großen Schwärmen auftreten,

daß sie, ähnlich der Tsetsefliege in Transvaal, ein großes Tier, Pferd oder Bär, töten.

„Mit Kraft und dreifachem Erz“ muß der Mann umgürtet sein, der trotz dieser Mühseligkeiten in den Ruf einstimmt: „Auf nach Alaska!“

P. S. Im Anschluß an die glückliche Ausfahrt der „Excelsior“ vom 28. Juli sei hier bemerkt, daß dieselbe am 16. September wohlbehalten aus St. Michaels mit einer Ladung von 10 Millionen Mark Goldstaub in San Francisco wieder eingetroffen ist.

Tacoma (Washington).

Es war im Jahre 1868, als der San Franciscaner Pionier General Mathew Mc Carver an derjenigen Stelle des Pugetjundes, auf welcher sich heute eine blühende Stadt von 60 000 Einwohnern erhebt, 60 Acker Landes urbar machen ließ. Zehn Jahre später hatte es die Ansiedelung erst auf 500 Einwohner gebracht, aber nach einem weiteren Dezennium, nachdem die Direktoren der Nord-Pazificbahn beschlossen hatten, den eisernen Gürtel, der die Union im Norden umspannen sollte, in Tacoma enden zu lassen, stieg die Einwohnerzahl im Jahre 1890 rasch auf 36 000.

Der Grund dieses fabelhaften Aufschwunges ist leicht faßlich. Portland, die zu großartiger Entwicklung gelangte Hauptstadt des Staates Oregon, liegt nicht unmittelbar am Ozean, sondern 130 Meilen*) von ihm entfernt, während das 145 Meilen weiter nördlich gelegene Tacoma unmittelbar am Puget-Sund liegt, wodurch der direkte Transitverkehr nach Japan und China um fast 200 Meilen abgekürzt wird. Im Jahre 1853 schätzte man die gesamte Einwohnerzahl des Territoriums Washington auf nur 4000 Einwohner, während sie sich heute auf 400 000 beziffert, ein wunderbares Anwachsen der Bevölkerung, wie sie außer in den Vereinigten Staaten von Amerika anderswo selten beobachtet wird. Gewissermaßen als Lohn des bethätigten Fleißes wurde das Territorium Washington am 1. November dazu ermächtigt, die Territorial-Flagge ablegen und als gleichberechtigtes Mitglied mit

*) Wo in dieser Schrift Entfernungen auf dem Lande in „Meilen“ angegeben sind, ist die englische Statute mile gemeint. Man vergleiche hierzu die am Schlusse des Buches beigefügte Distanztabelle.

voll bemessenen Staatsrechten und Privilegien im Repräsentantenhaus und im Senat der Vereinigten Staaten in der Stadt Washington seinen Einzug halten zu dürfen.

Eine Generation vorher hatte man von der Entwicklungsfähigkeit des Stiefkindes Washington eine so geringe Meinung in den Vereinigten Staaten, daß einmal alles Ernstes die Rede davon war, das ganze Territorium als Morgengabe an Britisch-Columbia abzutreten. Der



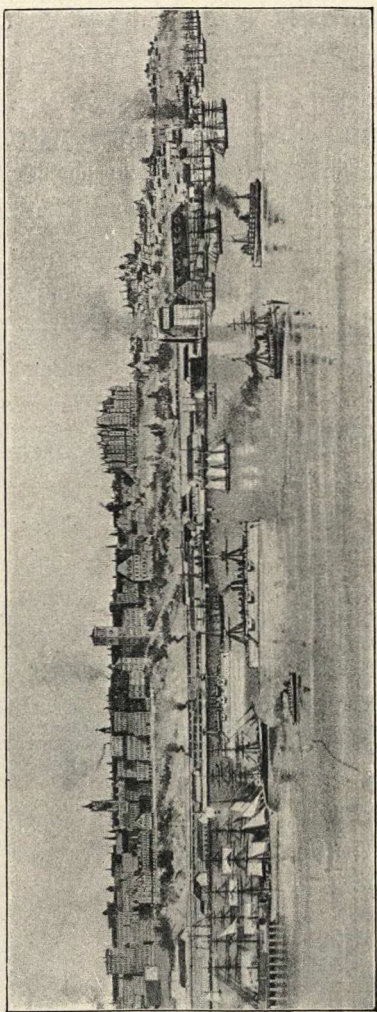
neue Staat zerfällt in zwei Teile, West- und Ost-Washington. Im ersteren blüht der Handel und Seeverkehr, sowie auch intensive Landwirtschaft, im anderen wird vorzugsweise der Holzhandel betrieben. In Ost-Washington sind jetzt schon über 100 000 Acker Landes mit Bewässerungsvorrichtungen versehen, was per Acker 4 Dollars gekostet hat, während das Gouvernement für den primitiven Boden $1\frac{1}{4}$ Dollars zahlte. Das Urbar-

machen und Einzäunen kostete $10\frac{1}{4}$ Dollars, so daß die Gesamtselbstkosten sich auf $15\frac{1}{2}$ Dollars pro Acker belaufen. Da aber ein Acker unter Brüdern 50 Dollars wert ist, so öffnet sich hier für den Ackerbauer noch ein reiches Feld und die Aussicht, jährlich mindestens 15 Dollars Nutzen aus einem Acker herauszuschlagen.

West-Washington prosperiert hauptsächlich durch seinen Holzreichtum. Nahezu 15 Millionen Acker sind mit Bäumen bedeckt, von denen wiederum mehr als ein Fünftel einen so starken Umfang haben, daß um einen Stamm herum bequem 6 Männer zur gleichen Zeit mit der Art hantieren können.

Diese Bäume sind oft 200—300 Fuß hoch oder 150 Fuß vom Grunde bis zu den Ästen. Die Ausbeute an dicken Stämmen ist eine so gewaltige, daß selbst in dem rund 1400 englische Meilen weiter nach Norden gelegenen Sitka und Juneau in Alaska, wo ebenfalls ein großer Reichtum an Holz herrscht, jedoch nur von schwachen Stämmen, die in den Bergwerken und Miningen erforderlichen schweren Hölzer nicht im Lande selbst geschlagen, sondern von dem so entlegenen Staate Washington per Schiff bezogen werden.

Es soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, daß die Nichtbenutzung des Holzes in Alaska zu einem großen Teile darauf zurückzuführen ist, daß die herrschende Gesetzgebung das Schlagen des Holzes in hohem Grade eindämmt. Man zwingt die Ansiedler geradezu, sich des aus weiter Ferne importierten Holzes zu bedienen, nach dem Grundsatz, daß Territorien möglichst viel vom Mutterlande beziehen müssen. Auf der anderen Seite ist diese legislatorische Maßregel auch wieder heilsam, weil sie verhindert, daß die den Pugetsund einsäumenden Wälder wie in anderen amerikanischen Staaten einem unbegrenzten Raubsystem zum Opfer fallen.



Taroma.

Die Pferde-, Schweine- und Schafzucht liefert im Staate Washington von Jahr zu Jahr steigende Erfolge; die daselbst gewonnenen Früchte, als Erdbeeren, Birnen und Trauben, gehören zu den besten und größten der Union. Im Jahre 1893 wurden produziert 26 Millionen Bushel Getreide im Werte von $10\frac{1}{2}$ Mill. Dollars, Hopfen für 1 600 000 Dollars, Kohlen 600 000 Dollars, Vieh 1 000 000 Dollars, Schafe 350 000 Dollars, Edelmetalle 500 000 Dollars, Fischprodukte 1 800 000 Dollars, Holz, Schindeln und Dachlatten 2 500 000 Dollars, dazu kommen noch Steine, Manufakturwaren und Leinen, alles zusammen im Werte von 25 000 000 Dollars.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß Tacoma mehr als 20 Bankpaläste in seiner zum Hafen führenden Hauptavenue aufweisen kann und daß die Stadt neben vielen Gasthäusern zweiten und dritten Ranges für Auswanderer und Seeleute, zwei Hotels ersten Ranges mit mehreren hundert Zimmern besitzt, wie sie in London, Paris und Berlin nicht großartiger angetroffen werden.

Ein dringendes Bedürfnis, neben dem schon vorhandenen sehr geräumigen, sehr komfortablen und tadellos administrierten „Tacoma-hotel“ mit seiner herrlichen Terrasse und dem Ausblick auf den schneebedeckten Gipfel des Tacomaberges auch noch im Jahre 1894 das bedeutend größere „Olympiahotel“ zu erbauen, war eigentlich nicht vorhanden, allein die Amerikaner lieben es, zukünftige Ereignisse vorzunehmen und ihnen gerecht zu werden, und wenn, wie es wahrscheinlich ist, das neue „Olympiahotel“ in den ersten drei Jahren seines Bestehens auch dissatisfactorische Geschäfte gemacht hat, so ist es im laufenden Boomjahre 1897 sicherlich voll auf seine Kosten gekommen.

Von Tacoma geht eine direkte Dampferverbindung nach Alaska; verschiedene kleinere Dampferlinien grasen alle Hafenstädte am Puget-sund ab, aber auch andere Dampferlinien, die, von San Francisco ausgehend, nach dem Norden fahren, erweisen der an Bedeutung stets wachsenden Hafenstadt die Ehre, daß nach dem Einlaufen durch die San Jacastrasse ein kleiner Umweg nach dem Süden gemacht wird.



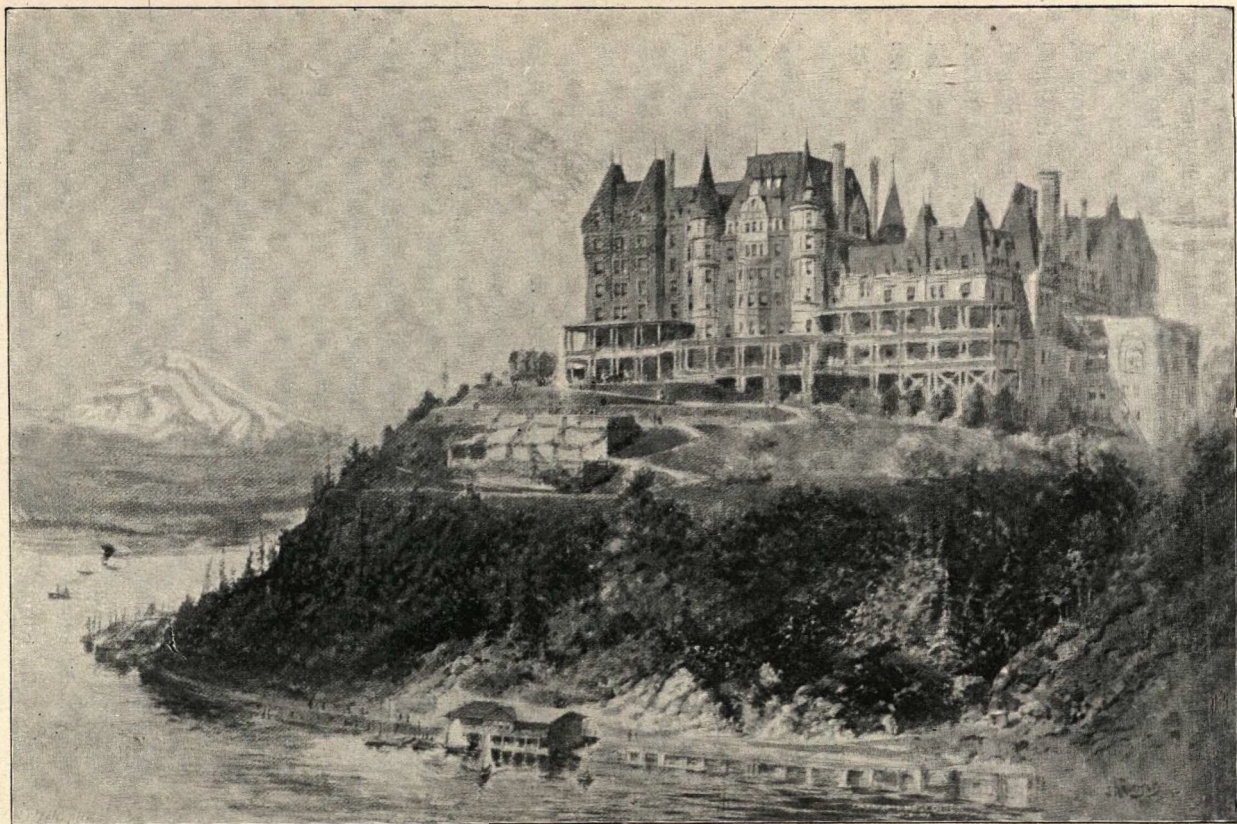
Taroma-Berg.

um die mittels der Eisenbahn aus den Vereinigten Staaten eingetroffenen Passagiere noch aufzunehmen.

Wenn man abends gegen Sonnenuntergang auf der hohen Terrasse des „Tacomahotels“ sitzt und sich von der Seebrise Kühlung zusächeln läßt, wenn man über den im Garten befindlichen Zwinger hinweg, in welchem ein munterer Alaskabär an einer dicken Stange hinaufklettert, den Blick von links nach rechts bis zu der Stelle schweifen läßt, wo der in stolzer Einsamkeit thronende Berg Tacoma sein sagenumwobenes, schneebedecktes Haupt in den blauen Äther hineinstreckt, so vergeißt man es den Amerikanern gern, wenn sie ihr Land bei jeder Gelegenheit als das schönste der Welt ausposaunen, und giebt willig zu, daß solche Szenerien mit Bildern, wie sie der Golf von Neapel oder die Gletscherwelt der Schweiz heutzutage in Wettbewerb treten dürfen.

Das Land um den Pugetsund herum ist reich an alten Sagen und Überlieferungen, aus denen die Phantasie von Dichtern und Sängern, von Malern und anderen Künstlern reichliche Nahrung schöpfen mag. Die Religion der dort ansässigen Indianer ist der Spiritualismus. Wie bei den alten Griechen und Römern, hat jede Quelle ihre Nymphe, jeder Baum seine Dryade. Jeder Berg ist ein Bild der unsichtbaren Gottheit, und alle Lebenswahrheiten werden in Parabeln gepredigt. Während in Unteraraska der Thlinket- und Chilkatinianer heimisch ist, wird der Pugetsund von Siwashindianern bewohnt. Hochinteressant ist es, zu konstatieren, wie sie die Ereignisse, die von außen auf sie einwirken, mit ihrer Sprache verquiden. Hiervon wird bei einer späteren Gelegenheit anläßlich der Besprechung der Chinooksprache als Nothbehelf der Verständigung zwischen den Weißen und den Rothhäuten die Rede sein.

Nachdem 1592 der Seefahrer Juan de Fuca²⁾ die nach ihm benannte Straße entdeckt hatte, drang Puget, der tapfere Offizier Vancouver's, genau zwei Jahrhunderte später in dem Grunde, der seinen Namen trägt, vor, hoffend, damit das richtige Wasser gefunden zu haben, welches den Pacific mit dem Atlantischen Ozean verbinden sollte.



Olympic hotel.

Das Wort Puget korrumpierten die Indianer in Whulge. Noch heute zeigen sie die Stelle, wo der kühne Leutnant Puget sein Zelt aufschlug und mit den Indianern in freundlichen Verkehr trat. Der Siwasch, der indianische Doctor und Zauberer, erzählt die Begegnung folgendermaßen: „Lang, lang bevor, an einem Abend, als die Sonne sich in das Meer versenkte, kam ein Kanoe von reinem Kupfer gesegelt und gesegelt. Die rothfarbigen Beherrscher der Wälder und die federngeschmückten Mädchen sahen es von ihren steilen Küsten aus, selten bei Mondschein, selten beim Aufgange der Sonne, aber stets, wenn sich diese ins Meer tauchte. Der Glanz von Kupfer im rothen Schein der untergehenden Sonne ist schöner als Gold, und immer aufs neue wurde der bestrickende Glanz des kupfernen Kanoes auf der blauen Woge gesehen. Endlich landete es, und ein einsamer Reisender stieg am Whulge unter dem Kristalldom des Berges Tacoma ans Land, und nun machte er das Boot, das von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wurde, fest an den kühlen Föhren der Vorgebirge. Er rief den Stamm zusammen. Sie kamen von allen Seiten in ihren Kanoes an. Da fing der Mann an zu lehren und zu predigen: „Ich komme zu euch als ein Prediger der Wahrheit. Alles, was Menschen in dieser oder in jener Welt besitzen können, beruht auf der Wahrheit. Wenn ein Mann diese besitzt, so ist er reich, möge er auch sonst arm sein und seine Seele wird in den Himmel kommen und daselbst leben in Ewigkeit. O ihr Siwasche“, predigte er, „die unsichtbare Macht, die euch eure Handlungen eingiebt, ist die Seele. Sie stirbt nicht, wenn ihr zum letzten Male atmet. Gesehen habt ihr die Seele niemals, ebenso wenig wie das Leben, aber der Tod ist der Anbeginn eines neuen Lebens und die Seele mit wahrhaftigem Verlangen wird glücklich sein in Ewigkeit. Aber Krieg führen ist ein Unrecht, desgleichen der Speer und der Bogen und das Vergießen von menschlichem Blut. Der Mensch soll seinen Bruder nicht totschiagen. Die Seele ist ein Werkzeug des Friedens.“

In diesem und ähnlichem Sinne predigte er ihnen auf dem Berge. Die kriegerischen Stämme hörten aber nicht auf seine Worte,

sondern sie nagelten den Erlöser, der im Glanze des kupfernen Kanoes über die See gekommen war, an einen Baum, wo er starb. Sie begruben seinen Leib, aber Wunder über Wunder, er stand lebendig wieder auf, ging hin zu den Stämmen und predigte ihnen von der Wahrheit und von der Unsterblichkeit der Seele.

Noch ein paar biblische Geschichten in indianischer Wandelung mögen hier folgen.

Sonaa im Walfisch.

Ein Indianer, der in seinem gebrechlichen Kahn über das große Salzwasser fuhr, wurde mit samt dem Kahn von einem gewaltigen Fische verschlungen. Krank im Herzen, legte er sich auf dem Boden des Bauches nieder, denn er dachte, daß es mit ihm vorbei sei und daß er seinen Stamm niemals wiedersehen werde. Mitten in seiner Trübsal ging ihm übrigens ein Trost auf: ein glänzender Gedanke erleuchtete sein Gehirn, der Gedanke, daß die Süßigkeit der Rache ihm noch beschieden sei. Er zerschnitt seine Ruder, zerbrach seinen Kahn und zündete auf dem Fußboden des Fischmagens ein mächtiges Feuer an. Es dauerte nicht lange, so verriet der Fisch durch krampfartige Windungen, daß ihm die Sache nicht behage, und er verschluckte, um seinen fiebernden Körper abzukühlen, eine Woge nach der anderen, ohne daß es ihm übrigens gelang, das Feuer zu löschen, wenn unser Held auch beinahe ertrank. Unser Indianer, der das Wasser stets verabscheut hatte, wurde durch seine Lage in eine solche Wut versetzt, daß er sein langes Messer zog und damit stieß und schnitt, so daß die Magenwände des Geschöpfes in den jämmerlichsten Zustand gerieten. Offenbar befand es sich im Sterben und schwamm der Rüste zu. Während es hier im Todeskampfe lag, kroch unser Freund vorsichtig in der Kehle in die Höhe und aus dem schnappenden Maule. Er traf es dabei so glücklich, daß er zwischen den schrecklichen Kinnladen eben durchgekommen war, als sie mit einem furchtbaren Krachen zusammenklappten. Der große Fisch war tot.

Die Sintflut und die Schaffung des ersten Menschenpaares.

Einstmals fiel auf die Erde ein langer und schrecklicher Regen. Das Wasser in Whulge wuchs riesenhoch. Es füllte die Thäler der Berge aus, und alle Stämme, die rote Gesichter hatten, kamen in den Fluten um. Nur ein einziger Mann rettete sich. Er floh, bevor das Wasser stieg, und kam auf der Höhe des Berges Tacoma an.

Aber auch dahin verfolgten ihn die Gewässer und deckten den ganzen Berg zu. Sie flossen hinweg über seinen Fuß, sie stiegen bis zu seinen Knien, sie stiegen bis zu seiner Brust. Er hatte das Gefühl, jetzt werde ich hinweggeschwemmt, da fühlte er, daß sich seine Füße versteinerten. Plötzlich hörte der Regen auf. Die Wolken platzten auseinander, und der blaue Himmel kam wieder zum Vorschein, die Wasser begannen zu sinken und da stand nun der arme Mann auf dem Gipfel des Raynier, Reinier oder Tacoma. Er konnte seinen Fuß nicht bewegen, er war zu Stein geworden. Vögel fingen wieder an zu fliegen, Blumen fingen wieder an zu grünen, aber er konnte seinen Fuß nicht von der Stelle bewegen. Da kam der Geist aller Dinge zu ihm und sprach: „Schlaf!“ Da fiel der Mann mit dem steinernen Fuß in Schlaf. Während er schlief, nahm der Geist aller Dinge eine Rippe von ihm und erschuf ein Weib. Als er wieder die Augen aufschlug, stand sein Weib fix und fertig vor ihm auf der Höhe des Berges Tacoma. Die steinernen Schuhe fielen von ihm ab, und das glückliche Ehepaar schritt den Berg hinunter zum hölzernen Paradiese am Whulge, wo die Sonne untergeht.

Die Fahrt im Sund.

Wir werfen noch einen Blick auf die Rosenpracht der anmutigen Gärten von Tacoma, welches infolge des von Japan kommenden Kuro-Schiwo oder „japanischen Golfstromes“ ein so lindes Klima hat, daß dort mitten im Winter Erdbeeren im Freien reifen, und verfügen uns an Bord des Dampfers „Queen“, dem wir gewissermaßen Körper und Seele für die nächsten 14 Tage verschreiben müssen. Doch sei hier gleich von vornherein bemerkt, daß solange die „Queen“ läuft, noch nie einem Passagier der leichteste Unfall zugestoßen ist, und daß die ganze Fahrt, wenn man auch ab und zu den Ausblick auf den offenen unermesslichen Ozean im Westen gewinnt, mehr einer Fahrt auf dem Hudson River oder dem Rheine gleicht, als einer Meeresfahrt. Dabei ist die körperliche Verpflegung an Bord des Steamers exquisit, und die sehr geräumigen Kabinen auf dem Oberdeck, sowie über demselben ein freieste Aussicht gewährendes Sturmdeck lassen an Behaglichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach dreistündiger Fahrt wird in Seattle angelegt, der geschäftlichen Rivalin von Tacoma, infolge des Umstandes, daß die Überlandstrecke auf dem Wege nach Japan bei Benutzung des hierher führenden Schienenstranges der Northern Pacific abermals um 25 englische Meilen abgekürzt wird.

Offenherzig gestanden legen wir auf dergleichen Argumentationen wenig Gewicht, und nur das scheint festzustehen, daß beide Städte einen ganz vorzüglichen Hafen besitzen, in welchem die größten Kriegsschiffe vor Anker gehen können. Die Stadt Seattle, welche es nach nur 15 Jahren ihres Bestehens — ihr Geburtsjahr fällt in das Jahr 1869 — auf 50 000 Einwohner gebracht hatte, brannte 1889 total ab. Wie

ein Phönix stieg sie schöner aus ihrer Asche auf, hauptsächlich mit Mitteln, welche der aus der Rheinpfalz stammende Eisenbahnkönig und mehrfache Millionär Billard den bedrängten Bürgern zur Verfügung stellte. Die Stadt ist aus vorzüglichem Baumaterial aufgerichtet, hat großartige Docks und ist mit Tacoma die lebhafteste Handels- und



Die Stadt Seattle.

Ein Gesangsverein von Seattle, der im ausgefrorenen Bette des Desqually marschirt, im Aufstiege auf den Tacomaberg.

Hafenstadt am ganzen Pugetsund. Eine noch größere Zukunft prophezeigte man dem 40 Meilen nördlicher gelegenen Townsэнд, aber o weh! nach einem kurzen Aufschwunge im Anfange der 90er Jahre sank Townsэнд rasch zur Unbedeutendheit herab, und heute wächst Gras in seinen Straßen.³⁾

Hat man Townsэнд im Rücken, so hat die Herrschaft Bruder Jonathans ihr provisorisches Ende erreicht und das Wappenzeichen John Bulls, der britische Löwe, tritt in seine alten Rechte. Wir steuern direkt auf den Hafen Viktoria auf der Vancouver-Insel los, welche vom letzten Landeplatz nur 35 englische Meilen entfernt liegt und

vom amerikanischen Festboden durch die alte berühmte Wasserstraße „Juan de Fuca“ getrennt wird. Zur Rechten sieht man die Insel „San Juan“, vom Vancouver Island durch die Harostraße getrennt. Um sie wurden vor 25 Jahren zwischen Washington und London hitzige Noten gewechselt, bis der schiedsrichterliche Spruch des deutschen Kaisers Wilhelm I. im Jahre 1872 den Vereinigten Staaten zum Besitze der Insel verhalf. Von nun an stießen wir oft auf spanische Namen, wie Rosariostraße, Galianoinsel, Florida Blanca, Juan Perezsund, Monte Jacinto, lauter Erinnerungen an die ehemalige spanische Herrschaft, ehe die Russen kamen. Die Stadt Vittoria hat einen besonders schönen Hafen, und man merkt ihrem ganzen Wesen an, daß sie auf eine erfolgreiche und gediegene Vergangenheit von 50 Jahren zurückblicken darf. Stattliche Gouvernementspaläste, Bibliotheken, Museen und Gerichtsgebäude drücken der Stadt ein vornehmes Gepräge auf. Ein Theatergebäude, ein Marinespital, zwei Freimaurertempel, anglikanische Dissenter- und katholische Kirchen, sowie eine mehrere Meilen lang ausgedehnte Promenade am Meer, ähnlich wie von Neapel zum Posilipp, auf welcher elegante Equipagen hin und her fahren, sprechen samt und sonders dafür, daß es sich in Vittoria angenehm leben läßt. Die Berührung mit China und Japan hat eine Menge bezopfter und schlitzäugiger Arbeiter angezogen, die in einem abgeschlossenen Mongolenviertel (der „China Town“) wohnen. Auch die Clayoosch-Indianer, die Ureinwohner des Landes, besitzen hier eine Reservation, d. h. einen ihnen eingeräumten festen Platz, von dem sie laut Staatsgesetz nicht vertrieben werden dürfen. Er liegt am rechten Ufer des kleinen Flusses, der dicht beim Bahnhof unter der Eisenbahnbrücke hinfließt. Man hat den Indianern schon hunderttausend Pfund Sterling geboten, wenn sie auf ihre Rechte verzichten und mit ihren Kanoes tief ins Innere der Insel ziehen wollten. Sie sagen: „Nein (J'y suis et j'y reste)! Unsere Eltern und Großeltern haben hier gewohnt und sind hier begraben worden. Wir wollen auch hier wohnen und uns hier begraben lassen. Wenn wir auch heute das viele Gold nähmen, würden es uns die Bleichgesichter doch nach ein paar Jahren wieder abgelurt haben.“

Man kann sich nichts Malerisches denken, als solch ein Indianer-Camp. Im Vordergrund am Wasser liegt eine ganze Flotille von Kanoes, streng in Reih und Glied wie die Potsdamer Wachtparade, zwischen denen hin und hergewandelt wird, gewissermaßen als seien die Kanoes der Platz, wo die Leute eigentlich zu Hause sind. Am Festland kommt dann eine freibleibende Straße, und dahinter parallel mit dem Flusse sind 20—30 Zelte aufgeschlagen. Theils drinnen, theils vor dem Eingange hocken die indianischen Weiber und Kinder auf dem Boden. Die Knaben holen sich aus der Tonne geräucherte Fische und spielen mit dem Grätenstelet, nachdem sie das Fleisch abgeknabbert haben, die Mütter stricken oder flicken Hosen, der Mann wandelt in einen Plaid gehüllt, nichts thugend und mit so ernstem und würdevollem Gesichtsausdruck auf und ab, als erwäge er das Wohl der ganzen kulturellen Menschheit. Mein Begleiter, ein Deutscher, der in Viktoria ein blühendes Tuchgeschäft betreibt, sagte mir: „Sie treffen es gerade gut, denn übermorgen finden Sie an der gleichen Stelle keine Seele. Da bricht der ganze Stamm in das Innere der Insel auf, um zu jagen und zu fischen und kommt erst im Herbst beim Herannahen des Winters in die Quartiere zurück.“ Hier konnte ich zum erstenmal meine mühsam erlernten Brocken der Chinooksprache anbringen, von denen später die Rede sein wird.

Die Fahrt durch den Georgiasund mit seinem reichlichen Inselmeer im Osten, während die stattliche kompakte Vancouverinsel mit hohem Gebirgsrücken immer zur Linken bleibt, bietet nicht viel Bemerkenswerthes. Nach achtfündiger Fahrt (116 Meilen) kommt man in Nanaimo an, dem Hafen für die Kohlenbergwerke von Nanaimo. Hier nimmt die „Queen“, sei es auf dem Hin-, sei es auf dem Rückwege, Kohlen ein. Durch einen höchst stattlichen Urwald hat sich die kohlenfördernde Gesellschaft mit Art und Feuer zu den sechs Inkrativen Stollen und Schächten des Bergwerkes einen Weg gebahnt. Rechts und links im Walde zerstreute Blockhäuser weisen samt und sonders ein zierliches Gärtchen mit reichem Blumenflor auf, unter denen sich Rosen einer ganz speziellen Pflege erfreuen. Das Innere der Insel

soll reich sein an prächtigen Gründen, so ganz nach dem Herzen des Waidmannes und Fischjägers. Wir verschonen den Leser mit Aufzählung aller Wasserstraßen, die von Nanaimo bis Fort Tongas auf einer Strecke von 590 Meilen durch die Discovery-Passage und den Königin Charlotte-Sund hindurch passiert werden müssen. Das Bild ist fast immer dasselbe, nur findet nach Überschreitung des 51. Grades n. B. zwischen der „Hoffnungsinself“ und dem „Jungfräulichen Felsen“ — ein Engländer den ich auf dieselben aufmerksam machte, sagte mir: „Quite shocking“ und gab mir erst Absolution, als ich ihm auf der Karte zeigte, „Hope Island“ und „Virgin Rocks“ — eine angenehme Unterbrechung des sanften und stillen Dahingleitens auf dem Wasser statt, weil an der genannten Stelle die schweren Wellen des echten und unverfälschten Ozeans ihren weißgekräuselten Gischt gegen die Schiffswände klatschen lassen, was dann bei dieser und jener Lady das Gefühl erweckt, als wolle sie seekrank werden. Hierzu kommt es aber thatsächlich nicht, denn bevor die vorübergehende Magenverstimmung zu einer Revolution ausartet, schiebt die „Royal Prinzess-Insel“ ihren schützenden Gebirgswall zwischen den Ozean und die Passagiere, und die Gefahr der Seekrankheit ist ein für allemal beseitigt.

„Al-ay-ek-sa“ in Sicht.

Ist man zwischen Borchers Islands und der Metlakatlaninsel, wo der britische Missionar Duncan seit einem Menschenalter für Zivilisierung der Chimpsean-Indianer und die gleichzeitige Füllung seines Geldbeutels mit durchschlagendem Erfolg thätig gewesen ist, hindurchgesegelt, so erblickt man im Norden den Simpsonhafen, wo das 1867 von Rußland an die Vereinigten Staaten abgetretene Land seinen Anfang nimmt. Die Amerikaner haben sich anfangs, als der Kaufvertrag abgeschlossen worden war, über den Ankauf des unwirtlichen Polarlandes in jeder Weise lustig gemacht, und es dauerte geraume Zeit, ehe man das House of Representatives zur Bewilligung der schon früher genannten Kaufsumme herumkriegte. Auch über den Namen der neuen Erwerbung war man lange unschlüssig. Wikstöpfe schlugen die Namen „Walrossia“, „Amerikanisch-Sibirien“, „Nullpunktinseln“, „Polaria“ u. s. w. vor, aber Senator Sumner erinnerte daran, daß die Eingeborenen dasselbe dem Entdecker Cook mit Al-ay-ek-sa bezeichnet hatten, d. h. das „große Land“, und dabei blieb es. Seither ziehen die Amerikaner allein aus der Verpachtung der winzigen Seehundinseln jährlich 300 000 Dollars; eine einzige Goldmine, die der Treadwell Gold Mining Company, hat bisher das Doppelte der Kaufsumme, also 14 Millionen Dollars, eingetragen, und die neuen Goldfelder im Oberlaufe des Zukonflusses werden nach den offiziellen Schätzungen der Regierungskommissare jährlich zwischen 15—20 Millionen Dollars ergeben. Einem angeblich wilden Lande mit so interessanter Vorgeschichte nähert man sich begreiflicherweise mit einer gewissen Spannung.

Herr Missionar Duncan, im Juni 1893 ein Passagier an Bord des Dampfers „Queen“, erzählte seinen Mitreisenden vieles über die

Sitten und Gebräuche der seiner Obhut unterstellten Chimpsean-Indianer. Herr Duncan war auch kein Temperenzler und genehmigte in jovialer Gesellschaft manchen Muck-a-muck-chuck (kleines Gläschen mit Whisky). Die Holy Church war mit dieser heiteren Lebensauffassung nicht einverstanden, und der Bischof Ridley schikanierte den braven Missionar, der in seinem Außern an die legendäre Erscheinung des Barfüßlermönches Duncan aus „Ivanhoe“ erinnert, so lange, bis dieser 1887 seine alte Zelle auf Old Metlakatlan verließ und mit 600 ihm getreuen Rothäuten auf die amerikanische Seite auf eine kleine Insel zog, wo das Geschäft noch mehr blüht, als auf der alten Stelle. Hier haben wir also ein Vorbild für das, was möglicherweise im Jahre 1898 den berittenen Gendarmen von Britisch-Columbien passieren kann, oder um uns deutlicher auszudrücken: wenn Britisch-Canada nicht jedem berittenen Schutzmann einen festen Gehalt von 1200 Pfd. Sterl. jährlich, gleich 24000 Mark aussetzt, und es kommt wegen Eintreibung des „Zehnten“, oder gar wegen Vertreibung des „Fünften“ — das gestattete sich nicht einmal der größte aller Völkererzieher Moses — zu blutigen Konflikten, so wirft die gesamte britische Mannschaft das Abzeichen ihrer Macht, nämlich den Polizeiknüppel, in die Ecke, nimmt dafür eine „Pfanne“ in die Hand und geht mit Sack und Pack fünf- und zwanzig Meilen weiter nach dem Westen, wo ihr das Banner mit rotweißen Streifen und Goldklumpen in blauen Leinensäcken entgegen- „weht“, kann man bei solcher Schwere nicht sagen, wohl aber „lächelt“ nach dem Sage: „Bar Geld lacht.“ Da man nun ferner in Britisch-Columbien mit äußerster Strenge darauf hält, daß kein gebranntes Wasser über die Grenze eingeführt wird, während der Gouverneur von Alaska Anfang August 1897 „ausnahmsweise“ (?) gestattet hat, daß die Alaska Commercial Company und die North Western Transportation and Trading Company, um einem „trinkenden“ Bedürfnis abzuhelpen, schleunigst 5000 Gallonen über die Grenze befördern darf, so kann möglicherweise der eine oder andere Goldsucher verhungern, vor Durst wird er aber angesichts solch respektabler Quantitäten nicht umkommen. Da an dieser Stelle vom Trinken die Rede ist, so wollen

wir diesem wichtigen Faktor im Leben eine eingehendere Beachtung schenken.

Es soll nicht geleugnet werden, daß in allen Ländern der Welt, sei es in Afrika, Amerika, Asien oder Australien, wo der weiße Mann mit Ureingeborenen und Farbigen, die den Branntwein bis dahin nicht kannten, in Verbindung getreten ist, eine Verschlechterung der Rassen eingetreten ist. Man findet gerade auf der Strecke von Vancouver bis Chiklat häufig Indianer, die sich anständig und zum Teil auf europäische Art kleiden, die sich in Pigeon-Englisch unterhalten, auf gut Englisch fluchen und allerhand Lieder singen können, aber am Schlusse der Rechnung sind sie nicht besser geworden, als sie waren. Im Gegenteil, je weniger Fühlung ein Indianer mit den Bleichgesichtern hatte, um so traitabler ist er. Volle Kultur nimmt der Indianer nicht an, und die Viertelkultur, die ihm leicht anfliegt, macht ihn schlapp, so daß er die besten seiner alten Eigenschaften verliert. Der Genuß des Schnapfes verdirbt ihn zweifellos. Große Körperschaften, wie die Hudsonsbai-Gesellschaft und die Russisch-amerikanische Gesellschaft, haben den Eingeborenen nie geistige Getränke verkauft, aber die gewöhnlichen Händler wollen den bedeutenden Gewinn, den dieser Verkehr gewährt, nicht fahren lassen und führen Mischungen, die auch einen Weißen töten würden und diese Wirkung auch nicht selten haben. Deshalb heißt auch die ständige Rubrik in den Kriminalprozessen des Distriktes Alaska: „Charged with selling intoxicating liquors to Indians“ („Angeklagt, an Indianer vergiftende Getränke verkauft zu haben“). Dem Indianer, der einmal eine Vorliebe für Branntwein gefaßt hat, bleibt wenig Hoffnung, da er keinen Mittelweg kennt. Deshalb lassen sich die Folgen des Verkehrs der Rothäute mit den Weißen in die Worte zusammenfassen: „Weiße Männer, Branntwein, Tomahawks, Skalpiermesser, Büchsen, Pulver und Blei, Pocken, Ausschweifungen, Untergang.“

Branntwein in Unmengen genossen, ist nicht minder zweifellos auch bei den Weißen von schlimmster Wirkung, aber bis zu einem gewissen bescheidenen Maße sind geistige Getränke für ihn absolut

unentbehrlich, sonst geht er in den kalten Regionen dieses Landes zu Grunde.

Es ist deshalb nichts absurder, als wenn augenverdrehende Temperenzler und Tea=Totalers den Anspruch erheben, es müßten die Temperenzgesetze, für die sie in der Union und Canada mit so großartigem Erfolge Propaganda gemacht, auch in Alaska ohne Unterschied der Hautfarbe zur Anwendung kommen.

Die Maßregel des Gouverneurs von Alaska, 5000 Gallonen Whisky über die Grenze zu lassen — andere ebenso starke Quantitäten werden ihnen nachfolgen — ist deshalb eine sehr weise gewesen, und mögen sich die Herren Goldsucher dafür dankbar beweisen, indem sie die alte Regel des verstorbenen Reichstagsabgeordneten Karl Braun (Wiesbaden) befolgen, der da sagte: „Niemand soll mehr Schnaps oder Wein trinken, als er vertragen kann.“

Nach dieser Abschweifung auf ein Gebiet, welches von Noah bis auf Scheffel stets ein populäres war, kehren wir vom gebrannten Wasser zu dem gesalzenen der Clarencestraße zurück und fahren von Metlakatlan durch die Tongasengen nach Loring in der Nohabucht. Von Noah zu Noha ist nur ein Schritt, allein von der Ansiedelung des würdigen Duncan bis Loring sind es 30 Meilen. Dann geht die Reise in der romantischen Naasbucht weiter nach Norden, bis wir, nachdem abermals 115 Meilen vermessen wurden, den melancholischen Vorposten der entschwindenen Russenpracht im „Fort Wrangel“ erreicht haben.

Fort Wrangel

ist die erste größere Ansiedelung, wo man die berühmten und so stark in die Augen fallenden indianischen Totem Pole (Pfähle als Wappenschilder) zu Gesichte bekommt.

Was dem preussischen Junker sein Stammbaum, sein Wappenschild, seine Adelsmatrikel, das ist dem Indianer erster Güte sein Totem Pole. Diese Adelsabzeichen werden von allen Indianerstämmen respektiert, mögen sie nun der Tlinket- oder der Chilkatrasse angehören und sie bilden ein festeres Bindeglied unter den Angehörigen gleicher Rangklassen, als dasjenige, welches zwischen Mitgliedern eines und desselben Stammes besteht. Beispielsweise dürfen die Indianer-Ritter des „schwarzen Rabenordens“ erster bis vierter Klasse, falls sie die gleichen Abzeichen führen, nicht untereinander heiraten, selbst wenn sie verschiedenen Stämmen angehören. Umgekehrt dürfen adelige Mitglieder desselben Stammes Ehen schließen, falls ihre Ordensklasse eine verschiedene ist. Königliche Schiedsgerichte über die Berechtigung zur Thronfolge im Falle unebenbürtiger Eheschließung kommen nicht vor, denn an einem durch vielhundertjährige Gepflogenheit geheiligten Gebrauch darf nicht gedankelt und am Pole selbst nicht gerüttelt werden. Der Alasker nimmt als Totem das Wappenschild der Familie seiner Mutter an, bis er sich verheiratet. Beim Eintritt dieser Eventualität schwört er auf das Wappenzeichen, welches die Familie seiner Frau führt. Sein eigener Sohn erbt nicht seine Adelszeichen, sondern er wird beerbt von dem Sohne seines jüngeren Bruders oder dem Sohne seiner Schwester.

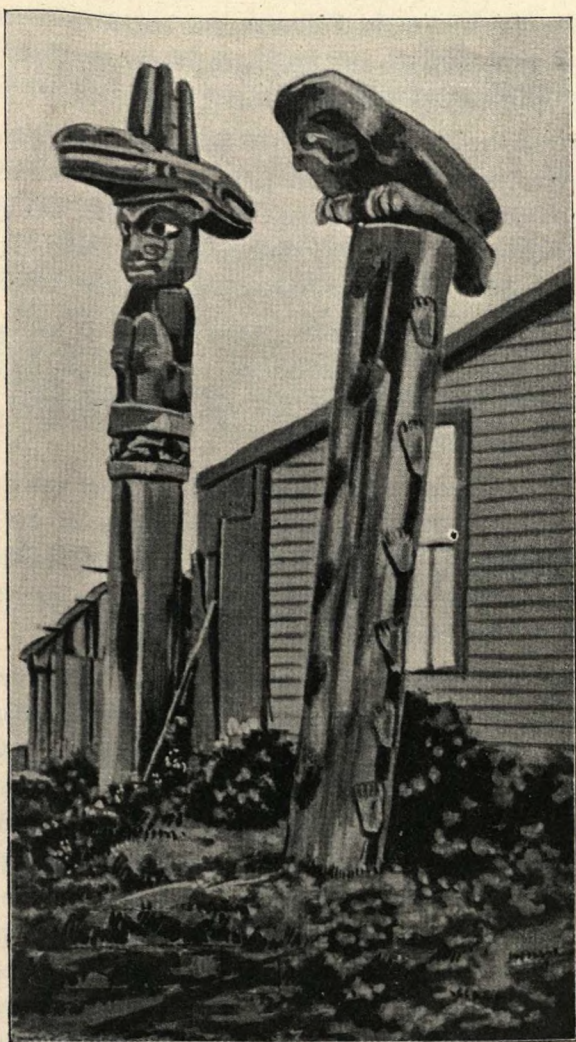


Fort Wrangel.

Ein „Wolf“ heiratet einen Walfisch und geht dann selber in einen Walfisch über. Sein Sohn, der die Embleme der Mutter annimmt, würde also auch ein „Walfisch“ werden. Dahingegen würde seine Schwester fortfahren, „Wölfin“ zu sein, ganz abgesehen davon, wer immer sie heiratet, und ihr Sohn würde nach seinen mütterlichen Onkeln der nächste Repräsentant der „Wolf“-Familie bleiben. Kommt es nach der Heirat zwischen den Familien von Mann und Weib zu Streitigkeiten, so ist der Mann gebunden, sich auf Seite seines Weibes und ihrer Sippe zu stellen, und sollte er selbst gegen seine eigenen Kinder die Waffen ergreifen müssen.

Der Adel konnte bei den Indianern niemals gekauft, sondern nur ererbt werden. Einstmals ließ es sich ein adeliger Häuptling bekommen, vor seinem Hause einen um ein paar Kopflängen höheren „Pfahl“ aufzurichten, als wozu er durch Erbschaft berechtigt war. Er wurde von den Nachfolgern des Mannes, dessen Rechte er verletzte, bekriegt, schwer verwundet und gezwungen, seinen „Stammbaum“ (Totem Pole) soweit abzuhacken, daß die legitime Länge inne gehalten wurde. An diesem Herkommen wurde in früheren Zeiten, solange die Indianer noch nicht von der Kultur belect waren, strikte festgehalten. Neuerdings, seitdem sie mit der San Franciscaner Plutokratie in innigeren Kontakt getreten sind, hat sich das grobe Unfugsrecht entwickelt, daß sich jemand einen beliebig langen Totem Pole vor seinem Hause aufpflanzen darf, vorausgesetzt, daß er einen Pot-latch „schmeißt“, oder wie wir sagen würden, daß er seine Freundschaft und Verwandtschaft mit einem Fäßchen „Echten“ oder einer „Bottle“ regaliert. Die internationale Bedeutung des Wortes „Pott“, welches von der Spree bis an den Zuckon die gleiche ist, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Ob das zweite Wort „Laatsch“ mit dem in Sachsen stark gebrauchten Homonym identisch ist, wird kundigen Linguisten anheimgestellt. Auf alle Fälle geht es bei diesen Pott-laatsch-Festivitäten sehr gemächlich mehrere Tage hintereinander her. Alle Delikatessen und Provisionen, die der Alaskamarkt darbietet, werden aus dem Boot herbeigeschafft, Renntierbraten, gerösteter Salm, eingemachte Heilbuttflößen,



Totem Pole.

daß ganze übergossen von Beerenwein, welchem der Indianer eine angenehme berauschende und prickelnde Fermentation angeeignet läßt, mit einem leichten Beigeschmack desjenigen Holzes, aus welchem sein Kanoe

gezimmert ist. Wie es in Dalmatien mit den Trauben in weiten offenen Pontons geschieht, so werden in Alaska die Beeren in den Kanoes zertreten und dann gekeltert.

Wer am meisten „schmeißt“, ist der angesehenste Mann, tout comme chez nous. Zum Dessert gibts dann noch einen extra dry Molasse-Schnaps, den der Schaman, eine Art Doktor und Zauberer, mit Hilfe von ein paar alten Petroleumlampen unter freundlicher Mitwirkung irgend einer alten kupfernen Schiffsröhre destilliert hat.

Ist die mehrtägige Kneiperei glücklich vorüber, so wird zur Einrammelung des Totem Poles geschritten, der zukünftigen Geschlechtern als Rocher de bronze verkünden soll, auf welche Ahnenreihe der Errichter desselben Anspruch hatte.

Die Poles haben meist 2—5 Fuß im Durchmesser und eine Höhe, die zwischen 20—100 Fuß abwechselt. Geschnitten ist der Stamm meist aus Zedernholz und die an demselben angebrachte Schnizarbeit ist mitunter wunderbar. Die Anzahl der angebrachten Figuren hängt strikte ab von der Länge der Ahnenreihe.

Sein eigenes Wappen ist oben hoch auf dem Gipfel angebracht, somit ist der auf dem Titelblatt dieser Schrift verherrlichte Eigentümer des Totems Ritter des grauen Adlerordens. Darauf folgen die Embleme der mütterlichen Großeltern u. s. w. cum grazia in infinitum, soweit die mythologische Genealogie reicht. — Der Eingang zur Hütte fand früher mittels eines Einschnittes in den Wappenpfehl statt, neuerdings aber werden die Totems alleinstehend nahe beim Hause angebracht, ähnlich wie die Baptisterien bei den italienischen Domen. Die Errichtung eines gediegenen Totems mit allen daran hängenden Schikanen kostet den Neugeadelten ebenso viel wie in Deutschland die käufliche Erwerbung irgend eines weniger bekannten und weniger ästimmten Ordens, nämlich zwischen 4000 und 10 000 Mark. Steht der Pole fest, so werden hernach an den Häusern, an den Hausutensilien, an den Booten, den Werkzeugen und Kleidungsstücken und sogar an den Gräbern die gleichen Zeichnungen angebracht. In alten Zeiten war

Verbrennung der Leichen üblich und die verbleibende Asche wurde dann in einer im Totem angebrachten Schublade aufbewahrt.

Auch die heute stark heruntergekommene Niederlassung von Fort Wrangel, so genannt nach dem russischen Gouverneur, welcher mit der alten Hudson-Bay-Kompanie in beständigem Kampfe lag, hat einmal ihren vorübergehenden Boom erlebt. Das war im Jahre 1862, als man in dem in der Nähe mündenden Stikkeenfluß mit einemmale große Mengen Goldes gefunden hatte: Dieser Fund war eine Eintagsfliege und an der Stelle, wo vor 25 Jahren über 3000 Personen den Winter verbrachten und die im Sommer gefundenen Goldschätze verpraßten, stehen heute ein paar ärmliche Ruinen, ein Postgebäude und eine Missionsstation nebst Schulhaus. Sic transit gloria auri in Alasca.

Das „Wunderland“ Alaska,

das jüngste Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, bildet den nordwestlichen Teil des gesamten amerikanischen Kontinents. Alaska liegt im Westen einer Linie, die sich vom Portlandkanal aus auf dem Kamm der Gebirge (oder in einer Entfernung von nicht über 20 englische Meilen von der Küste) nach Norden zieht und von dem 18120 Fuß hohen Sankt Eliasberg aus, den 141. Meridian entlang, zum Arktischen Ozean läuft. Das Areal beträgt 1400000 Quadratkilometer (25000 Quadratmeilen) mit (1896) 42000 Einwohnern. Die der Küste vorlagernden Alexander- und Radianfelsen sowohl, als auch die Aleuten und die Inseln Prybilow, St. Matthäus und St. Lorenz im Beringmeer bilden einen Teil des Territoriums. Geographisch gliedert sich dieses weite Gebiet in zwei Teile, Ober- und Unter-Alaska, von denen Unter-Alaska an den Stillen Ozean grenzt, während Ober-Alaska jenseit der eine strenge Naturscheide bildenden alaskanischen Bergkette liegt und bis in den Polarkreis hineinragt, wo unterm $71^{\circ} 24'$ n. Br. die Barrowspitze am Arktischen Meer sein nördlichster Punkt ist. Beide Teile zusammen sind einer Standarte vergleichbar, deren Schaft (Unter-Alaska) mit der unteren Spitze im Fort Tongas steht, während das am oberen Ende von Kegeln durchlöcherter Banner (Ober-Alaska) seine ausgezackte nördliche Partie in eisigen Lüften hin und her flattern läßt. Vom Stillen Ozean aus steigen die dichtbewaldeten, vorherrschend der Kreideformation angehörigen, von vulkanischen Gesteinen durchbrochenen Gebirge steil an und erreichen in den weithin als Landmarken dienenden Bergen Fair weather (15500 Fuß), St. Elias (18120 Fuß) und Aljaminsk (12000 Fuß) ihre Gipfelpunkte. Der

letztenannte Berg, welcher an der Westseite der Cookstraße liegt, ist ein heute noch thätiger Vulkan, der sich in schreckenerregender Steilheit über den Klämansee erhebt. Seine letzte Eruption von größerer Bedeutung fand gleichzeitig mit der vieler benachbarter kleinerer Vulkane im Herbst des Jahres 1883 statt. Das Klima von Alaska ist zwar infolge der Golfströmung milder als an der Ostküste Asiens unter gleichen Himmelsstrichen, aber die Sommer sind so kühl und feucht, daß ein eigentlicher Getreidebau nirgendwo aufkommt und man schon froh ist, wenn Kartoffeln geraten. Dahingegen gedeihen Beeren aller Art massenhaft. Vom Fischreichtum und der ausgiebigen Jagd auf Musetiere wird in besonderen Kapiteln die Rede sein. Die Hauptstadt des Landes, Sitka ($57^{\circ} 3' \text{ n. Br.}$), die sich einer äußerst lieblichen und romantischen Lage rühmen darf, hat eine mittlere Jahrestemperatur von $6,5^{\circ} \text{ C.}$, auf einen heiteren Tag kommen zwei Regen-, Schnee- und Nebeltage. Fort Yukon ($66^{\circ} 34' \text{ n. Br.}$) hat eine mittlere Temperatur von $-8,4^{\circ} \text{ C.}$, an der sehr kalten Küste, wo das Fort St. Michael oberhalb der Mündung des Yukon liegt, sinkt dieselbe sogar auf $-10,5^{\circ} \text{ C.}$ herab.

Geschichtliches.

Auf alten deutschen, französischen und spanischen Karten wird das Land, mit welchem wir es in dieser Schrift zu thun haben, Al-ak-shak genannt. So bezeichnet es auch Alexander Badlam von der Californisch-Russischen Pelz-Gesellschaft. Im Cookschen Atlas, der anlässlich der ersten Reise Cooks um die Welt (1778) herausgegeben wurde, kommt dann zum erstenmale die angelsächsische Schreibweise Alaska vor, während die Eskimos, als Ureinwohner des Landes es mit Al-ay-ek-sa bezeichnen, was soviel bedeutet, wie „das große Land“. Dieses enorm große Land ist für sich allein ein Fünftel so umfangreich wie alle nordamerikanischen Staaten zusammengenommen. Es wurde von Vitus Bering im Jahre 1741 entdeckt. Die Spanier drangen 1775 bis Sitka vor, ihnen folgte Cook im nächsten Jahre.

Im Jahre 1866 bildete sich in San Francisco eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe machte, den unerschöpflichen Reichtum an Eisblöcken in den Gletscherbuchten von Alaska um Juneau und Sitka herum auszubeuten und diese billigen Kühlmittel nach den Küsten des Pacific zu bringen.

Der russische Gouverneur Fürst Maksutoff, welcher seine Residenz in Sitka hatte, unterhandelte mit den californischen Kaufleuten wegen Feststellung einer Pacht, und im weiteren Verlauf der Unterhandlungen machte er der Gesellschaft, welche sich gebildet hatte, den Vorschlag, die gesamten Rechte Rußlands auf Alaska käuflich an sie abtreten zu wollen. Wer das trostlose Nest Sitka mit seiner kleinen russischen Kirche und etwa 100 Häusern und Bretterbuden, die im Jahre 1893 dort standen, gesehen hat, begreift es, daß sich Fürst Maksutoff nach seinem Samowar im komfortablen Palast in St. Petersburg zurücksehnte.

Der Kaiser Alexander II. war damals einer der stärksten Besitzer von Aktien der Russisch-Amerikanischen Pelz-Kompanie und wollte dieselben gern zu Geld machen, wobei er sich wohl sagen mochte, daß seine Staaten in Europa und Asien so immens seien, daß er auf den Luxus, solche auch noch in Amerika zu besitzen, Verzicht leisten könne.

Als nun der nordamerikanische Staatssekretär William S. Seward von diesen Unterhandlungen Wind bekam, schob er sich unter Geltendmachung staatlicher Rücksichten kühn und rasch zwischen die unterhandelnden Parteien hinein und erzielte den Erfolg, daß das Kaufgeschäft von Seiten Rußlands nicht mit Privatpersonen, sondern mit der amerikanischen Union abgeschlossen wurde.

Der Kauf wurde am 18. Oktober 1867 für den Preis von 7 200 000 Dollars perfekt, und alle Sachkundigen stimmen in ihrem Urtheil überein, daß das Land allein wegen seines Reichtums an Edelmetallen heute — 30 Jahre später — mindestens einen Wert von 720 000 000 Dollars, wenn nicht einer Milliarde Dollars besitzt.

General Jefferson Davis nahm unter dem Donner von Salutschüssen an der Spitze von 250 Soldaten und eskortiert von fünf

amerikanischen Kriegsschiffen in der Sitka-Bucht von dem für die Staaten neu erworbenen Lande Besitz, und haben die beiden Genannten durch ihr entschlossenes und zielbewußtes Handeln den Anspruch darauf erworben, daß man ihnen dereinst in Sitka eine Statue aus gediegenem Alaska-Golde errichtet.⁴⁾

Bevölkerung.

Die Eskimos, deren es wohl noch 13 000 in Alaska giebt, sterben immer mehr aus. Der Grund liegt wohl darin, daß der Kampf ums Dasein sich immer schwieriger für sie gestaltet, denn die vormalig so zahlreichen Herden wilder Rentiere (Caribous) werden von den Jägern der Russisch-Amerikanischen Pelzkompanie erbarmungslos, ohne jegliche Rücksicht auf die Existenzbedingungen der Eskimos, weggeschossen. Ähnlich verhält es sich mit den Walfischen und Walrossen, die immer mehr von den Küsten verdrängt werden. Da aber die amerikanische Regierung ein Interesse daran hat, das Aussterben der Eskimos, welche den Einwanderern unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten von großem Nutzen sein können, zu verhindern oder nach Kräften in die Länge zu ziehen, so ist man auf die Idee verfallen, die vormalig wilden Rentiere durch gezähmte zu ersetzen, deren sich der Eskimo zu allen erdenklichen Zwecken der Ernährung und des Transportes als Haustiere bedienen kann.

Über die auf diesem Gebiete angestellten Versuche, die in einigen Gegenden Erfolge, in anderen Mißerfolge aufzuweisen hatten, äußert sich der jüngste Bericht des Herrn Jackson pro 1894/95, welchen er dem Gouverneur von Alaska in seiner Eigenschaft als Rat für das Unterrichtswesen erstattet hat. Handelt es sich hier doch in der That um einen Versuch, die Einwohner langsam dazu zu erziehen, sich der ihnen von der Regierung angebotenen Wohlthaten zu bedienen. Im Jahre 1891 wurden von den sibirischen Eskimos (Tschuktschen) 16 Rentiere zum Preise von $10\frac{1}{4}$ Dollars gekauft und nach einer dreiwöchentlichen Seereise von beinahe 1000 Seemeilen in Unalaska gelandet. Im nächsten Jahre wurde eine Partie von 175 Stück zu

einem geringeren Preise, nämlich 5 Dollars, gekauft, und diese landeten bei Port Clarence. In der Nähe dieses Hafens sind gute Weiden mit Renntiermoos, und dort wurden geeignete Hütten für die Herden erbaut. Die sibirischen Tschuktschen, die als Hüter und Lehrer angestellt wurden, unterrichteten nun ihre Bettern, die alaskanischen Eskimos, in der richtigen Behandlung der importierten Tiere. Wenn dieser Versuch auf die Dauer glückt, so würde es dem Lande Alaska zum großen Segen gereichen, denn es könnte dann aus dem Jägervolke der Eskimos ein Hirtenvolk werden. Riesengroß sind gegenwärtig die Schwierigkeiten, um für 20 000 Weiße auf öden Strecken von 500—600 Meilen die nötigen Lebensmittel herbeizuschaffen. Ein gezähmtes Renntier ist im Stande, an einem Tage einen Weg von 80 bis 100 englischen Meilen zurückzulegen und kann per Schlitten drei Rentner an Lasten befördern. Die Durchführung der wohlwollenden Absichten der Regierung würde eine vollständige Revolution auf dem Transportmarke hervorrufen, um nicht davon zu reden, daß im Falle einer großen Zunahme an zahmen Renntieren auch das Fleisch der Tiere einen wesentlichen Faktor in der schwierigen Ernährungsfrage der Einwanderer abgeben könnte. Die ersten sibirischen Lehrmeister haben sich aber bei Port Clarence nicht bewährt und mußten entlassen werden. An ihrer Stelle ließ man mit großen Opfern sechs Renntierlappen aus Kautokeino in Finnmarken kommen, die mit vier Frauen und vier Kindern Ende Juli 1894 in Port Clarence anlangten. 15 Alaskas-Eskimos wurden ihnen als Schüler überwiesen. Dieselben erhalten freie Kost und freie Schule. Wir haben es also mit einer Art landwirtschaftlicher Mittelschule zu thun, und wenn sich der Gehilfe ein Jahr lang gut führt, so erhält er eine progressiv steigende Prämie an lebenden Renntieren, so daß er sich nach 5 Jahren auf beinahe 40 Renttiere steht. Bis zum 1. Oktober 1893 zählte man bereits 343 Renntiere auf der Station. Das nächste Jahr brachte 186 Junge, von denen aber infolge der großen Kälte ein Drittel einging. Das Jahr 1895 brachte wieder einen Zuwachs von 190 Stück. Die Lappen haben sich ausgezeichnet als Lehrmeister bewährt.

Von dieser Hauptstation bei Port Clarence werden nun mehrere Zweigstationen mit Material versehen, so die Missionsstation in Cape Prince of Wales. Auch durften sich im Jahre 1896 drei Alaskagehülfsen, die sich gut geführt hatten, mit einer Herde von 112 Stück selbständig etablieren. Immerhin sind die bisherigen Erfolge im Vergleich zu der immensen Ausdehnung des Landes nur noch als schwache Versuche und Anfänge zur Lösung der gestellten Aufgabe zu betrachten.

Herr Jackson schlägt deshalb der Regierung vor, mit Genehmigung der russischen Regierung an der sibirischen Küste eine Ankaufstation anzulegen, wo jährlich mehrere tausend Stück Renntiere zusammengebracht werden sollen, die, sobald im Frühjahr die Schifffahrt wieder offen ist, nach Alaska über die Beringstraße herbeigebracht werden könnten.

Das gleiche Ziel verfolgend hat die „Alaska Commercial Company“ von der Halbinsel Kamtschatka vor sieben Jahren 14 Paar Renntiere nach der Beringinsel herüberkommen lassen, die sich bis 1895 auf 180 Stück vermehrt hatten.

Es wird versichert, daß abgerichtete Renntiere das Doppelte und Dreifache der Schlittenhunde zu leisten vermögen, die bisher die einzigen Gefährten und Gehülfsen der kühnen Abenteurer waren, die Eis und Schnee, Stürmen und Kälte trogen, um ihren Golddurst zu befriedigen. Außerdem aber haben die Renntiere, abgesehen von dem Größen- und dadurch bedingten Kraftunterschied der Tiere, vor den Hunden den gewaltigen Vorzug voraus, daß für diese Futter mitgenommen werden muß, während die Renntiere im nordischen Moos noch Nahrung genug finden, um frisch bei Kräften bleiben zu können. Was das zu bedeuten hat, wird sofort klar werden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein Hund, von dem man eine verhältnismäßig sehr hohe Arbeitsleistung verlangt, entsprechend Futter bekommen muß; ein von zwölf Hunden gezogener Schlitten kann mit etwa 60 Pfund belastet werden, wenn starke Touren gemacht werden sollen, und dann dauert die Reise Wochen; es macht also der Proviant für die Tiere

einen erheblichen Teil der ganzen Ladung aus, was bei Renttieren vollständig fortfällt. Daß das Renttier den Anforderungen des Klimas gewachsen ist, kann keinem Zweifel unterliegen. —

Die am Zukon vorkommenden Hauptstämme der Indianer sind die folgenden:

1. Am Chilkutpaß und darüber nördlich hinaus die Chilkatinianer.



Mamelutska.

2. Im mittleren Zukon-Gebiet, auf dem linken Ufer des Porcupine- oder Ratflusses die Kotch-a-Kutchin-Indianer, die mit ihren stammverwandten Brüdern am Kuskokwim River am Beringmeer den gleichen Namen gemein haben. Auf dem rechten Ufer des Ratflusses wohnen die Ratindianer.

3. Am Birch River und am Achlocargut River die Gens de Milieuleute, unterhalb des Fort Zukon die Birchindianer oder Gens de Bouleau.

4. Halbwegs zwischen Fort Zukon und Kuslukayette haufen die Gens de Milieuindianer.

5. Die Tananaindianer am linken Ufer des Tananas wurden von den Franzosen Gens de Butte genannt.

6. Die Kuslucargutindianer wohnen um die Suguonillaberge herum.

7. Dann kommen am Cojukut die Cojukonindianer, welche die grausamsten unter allen Indianerstämmen sind.

8. Nicht weit von der Mündung des Zukonstromes und dem Nortonfund wohnen auf dem rechten Ufer des Unanachletflusses der

Küste entlang nach Norden die Kaveakindianer und auf dem linken Ufer nach Süden zu die mit Rücksicht auf die kalten Ostwinde ganz und gar in Pelz gefüllten Mameluteindianer (s. Abb.).

Die Wiederholung der gleichen Ortsnamen im fernsten Osten und im fernsten Westen, obwohl die betreffenden Ansiedelungen 1000 bis 1500 Meilen von-

einander entfernt sind (Kotch-a-Kutchin und Kuskoquim, Kuskokoyette und Kokolofargut), lassen es als höchst wahrscheinlich erscheinen, daß die Indianer herauf und herunter das gesamte Flußgebiet des Yukon durchwandert haben, indem sie bald hier, bald dort Spuren ihrer Anwesenheit zurückließen. So

fand beispielsweise Major Kennicott auf seiner Expedition an den Yukon im Jahre

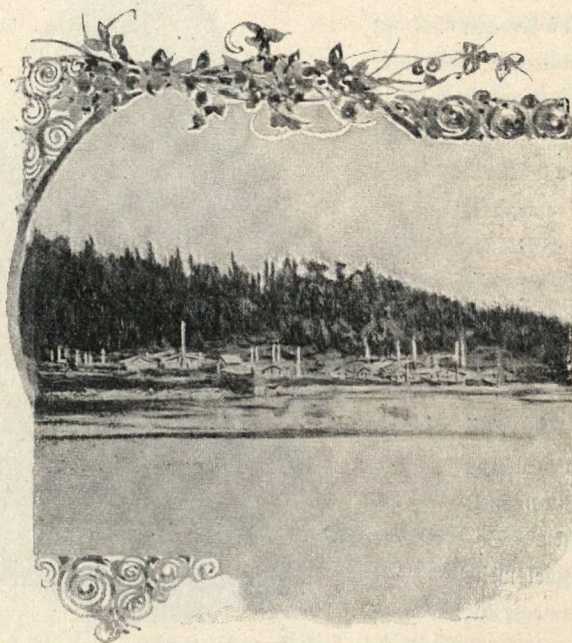
1865 auf Fort St. Michael einen Indianer, der den Yukon bis an den Porcupinefluß auf seiner eigenen Wanderung zu Fuß, per Boot und im Schlitten kennen gelernt hatte.

Herr Lyman E. Knapp, der frühere Gouverneur von Alaska, hatte offenbar nur die Indianer des ihm unterstellten näheren Distriktes im Auge, als er in seinem offiziellen Berichte von 1893 die Einwohnerzahl der Indianer wie folgt bezifferte:



Mamelutemann.

Thlingfettindianer	4739
Atthabaſkanindianer	3441
Neutindianer	968
Tjimpſeaindianer	951
Haibaindianer	391
	<hr/>
	10 490



Indianerdorf Kaſa-an-Village mit Totem Polen bei Sitka.

Es wird aber in dieſem offiziellen Bericht ſofort darauf aufmerkſam gemacht, daß dieſe Angaben naturgemäß ungenau ſeien, weil z. B. die Indianeraniſiedelung in Sitka im Winter beinahe 1200 Leute in ſich begreife, während ſie im Sommer, wo die Leute auf die Jagd und auf andere Streifzüge gehen, nur 400 betrage. Der durch ihn veranſtaltete Zenuſ habe ſie mit 861 vorgeſehen. Von dieſer Ge-

pflogeneheit der Indianerleute macht kein einziger Stamm eine Ausnahme, wobei immerhin zu bemerken ist, daß die Leute im Unalaska- und im Kadjakrevier sich nachgerade daran gewöhnen, ihre festen Wohnsitze das ganze Jahre über beizubehalten.

Der Stamm der Cojukonindianer ist der mächtigste am ganzen Jukonflusse und wohnt von der Einmündung des Co-Jukon bis Nuklafayette an der Vereinigung des Tanana mit dem Jukon. Ihre Gesichtszüge haben, wie schon erwähnt, einen rohen und wilden Charakter, den sie namentlich im Winter des Jahres 1850 bethätigten. Leutnant Barnard, ein Mitglied der Expedition zur Auffuchung des Sir John Franklin, war in St. Michael gelandet und bis Nulato vorgeedrungen, von wo aus er durch einen ausgesandten Russen, einen Beamten der Pelz-Kompanie, Nachforschungen nach Franklin durch Entsendung eines Boten an den Co-Jukon anstellte. Der Russe schloß auf seinem Schlitten ein und wurde, während sein indianischer Diener gerade abwesend war, ermordet. Als der Diener wieder kam und die Situation überblickte, wollte er fliehen. Darauf machten ihm die Cojukoner Zeichen, es sollte ihm kein Leid geschehen. Der Diener traute ihnen, kam heran und wurde erschlagen. Dann drangen die Mörder, dreihundert an der Zahl, heimlich nach Nulato vor. Vierzig Nulatoindianer, die zu Leutnant Barnard hielten, waren in mehreren unterirdischen Häusern versteckt. Die Cojukoner umzingelten dieselben, türmten zerbrochene Kanoes, Schwemmholz und derartiges Brennmaterial vor den Eingängen und Rauchlöchern auf, und steckten alles in Brand, so daß die Nulatoindianer erstickten. Der im Fort befindliche Kommandant wurde überfallen und erhielt Messerstiche in den Rücken. Leutnant Barnard und sein Dolmetscher wurden schlafend im Bett überfallen und trotz verzweifelter Gegenwehr niedergemegelt. Natürlich wurde später an den Cojukindianern schreckliche Rache genommen, allein 15 Jahre später fanden andere Mordthaten statt, was damit zusammenhängt, daß der Stamm ausgesprochen hinterlistig und grausam ist.

Viel besser gestaltet sich seit Dezennien das Verhältnis der Weißen zu denjenigen Indianern, welche seit Generationen mit den französischen

Ranadiern in Verbindung getreten sind, wie mit den Rotch-à-Rutchins-leuten am Porcupinefluß, den Atkutchins am Pelly, auch Gens de Four genannt, und die Tatan-Choc-Rutchins (Gens de Bois). Auch zu den Gens de Rats (Rattenindianer) am Porcupinefluß und den Gens de Butte (Tananaindianer) kann man sich gut stellen, da sie den Verkehr und das Tauschgeschäft mit Weißen ausnahmslos lieben.

Zu erwähnen ist noch das absonderliche Kostüm der Cojukoindianer, die ein eng anschließendes Pelzkleid tragen, welches vorn und hinten in einen Schwalbenschwanz ganz ähnlich unserem Frack enden. So berühren sich die Moden der grausamsten Wilden und der zivilisierten Europäer nur mit dem Unterschiede, daß sich jene zwei Fräcke leisten können, wir nur einen, daß der Cojukoindianer seine beiden Fräcke Tag und Nacht trägt, und wir den unsrigen nur ausnahmsweise an hohen Festtagen. Die mit der Franzosen in Berührung gekommenen Rotch-à-Rutchinsindianer haben einen ausgesprochenen Hang zur Eitelkeit. Ihr Häuptling trägt feines Hirschleder und Mocassins, rote Hosen und Generalsuniform mit Generalsepauletten, andere tragen im Sommer das einfache französische Habit, vulgo Frack. Wird es aber im Winter zu kalt, so vertauschen sie dieses Kleidungsstück mit einem enganschließenden, die eijige Luft abhaltenden Anzuge aus dem Felle des Musketieres, wobei die Haare nach der Innenseite gefehrt werden. Die Tananaindianer tragen am Hinterkopfe rote Thonklumpen, die mit kleinen Federn besteckt werden. Da aber kein ständiger Friseur kommt, um die Garnitur in Ordnung zu halten, so sehen nach einiger Zeit beide Kopfszieraten verschmiert und häßlich aus. Die reichen Indianerfrauen legen ihre eingehandelten Napoleondors oder Sovereigns in allerhand wertlosem Glas- und Perlenschnuck an und haben an demselben ein ebenso inniges Behagen und das Gefühl, enorm reich zu sein, wie unsere Gräfinnen, Fürstinnen oder Bankiersfrauen, die Diamanten und Brillanten im Werte eines Kolnoor besitzen. Einen Hauptzierat bildet die Hyaquamuschel. An einem einzigen Damenkopfsputz stecken oft so viele Muscheln, daß sie einen Wert von zweihundert Marderfellen darstellen. Der Anschaffungswert der Muscheln

beträgt vielleicht 10 Mark, der Wert von 200 Mardersellen mindestens 500 Mark. Im Handel sind wir also den Indianern einstweilen noch „über“. In den Augen der Indianer haben die Goldklumpen, die überall herumliegen, und die sie schon vor 40 Jahren kannten, nicht viel mehr Wert, wie leuchtende Kieselsteine. Sie sagen, daß 150 Meilen den Klondyke stromaufwärts — bis jetzt sind die Weißen nicht weiter als 40—50 Meilen vorgedrungen — noch viel mehr von diesem Chic-a-min-Gold vorhanden sei. Die Indianer halten uns für verrückt, wir sie, wie die wenig schmeichelhafte Bezeichnung *Gens de Four* beweist. Sollten nicht beide Parteien recht haben? Und sollte ihnen nicht doch allmählich ein „Seifensieder“ darüber aufgehen, daß sie als Autochthonen die nächsten dazu sind, sich einen Teil der in ihrem Lande auf gestapelten Schätzen zu eigen zu machen?

Weiteres über Bevölkerung s. S. 56.

Die Sprache.

Die Sprache (sog. Chinooksprache) bildet einen Nothbehelf für die Verständigung zwischen Weißen und Indianern und ist eine Art Pigeon-Englisch, mit ebenso viel englischen als indianischen und französischen Brocken ausgestattet. Die richtige Aussprache erlernt man erst im Umgange mit Indianern, welche die Vokale meist sehr voll und dunkel aussprechen, dann aber auch nur andeutungsweise hauchen. Besondere Schwierigkeit bietet der Buchstabe *k*, der oft genau wie unser *k* ausgesprochen wird, aber mitunter auch aspiriert wie das spanische *j* (Chota) oder das schweizerische *ch*.

Diese Sprache ist gewissermaßen von einem Matrosen John Jewett, der 1780 von Indianern, die den Kapitän und die Mannschaft seines Schiffes ermordet hatten, lange Jahre gefangen gehalten und endlich in Freiheit gesetzt wurde, erfunden worden. Seine Abenteuer wurden in der Schrift: „Der Gefangene von Nootka“ beschrieben und das publizierte indianisch-englische Wörterbuch wurde später durch Missionare weiter verbreitet.

Die einfachsten Worte, als: Mann, Frau, Knabe, Mädchen, Weib, Gattin, Witwe müssen im Chinook-Jargon umständlich ausgedrückt werden. Mann, Man; Frau, Kloóch-man, d. h. ein Mann weiblichen Geschlechts; Knabe, Tenas-man, ein kleiner Mann; Mädchen, Tenas kloóch-man, das Junge von einem Mann weiblichen Geschlechts; Weib, Kloóch, eine Angehörige weiblichen Geschlechts; Gattin, Kloóch-man mitlite kopa ikt man, eine Angehörige weiblichen Geschlechts, die fest steht in einem Haus mit einem Mann; Witwe, Kloóch-man ya'hka man mém-a-'loose, eine Angehörige weiblichen Geschlechts, die ihren Mann durch den Tod verloren hat; Mém-a-l'oose heißt aber auch transitiv töten und intransitiv sterben. Essen, Muck-a-muck (Futter und noch einmal Futter); trinken, muck-a-muck chuck, flüssiges Futter und noch einmal flüssiges Futter; Chuck bedeutet dann auch gleichzeitig Wasser, Strom, See. Salt-chuck, Seewasser; Skoo-kum chuck, reißendes Wasser, somit Stromschnelle. Geld, Chic a min; chic a min gold, chic a min silver, chic a min copper, Gold-, Silber-, Kupfermünze oder Bergwerk. Tum, ein Wassertropfen; Tum-tum, zwei oder mehrere Wassertropfen, übertragen Puls, Herz, Gemüt; Tum-tum sick, krank am Herzen, soviel als eifersüchtig. Engländer, King George man, ein Mann, der zum König Georg gehört; Amerikaner, Boston man (weil die ersten Schiffe mit den Sternen und Streifen aus der Hafenstadt Boston ankamen). Hálo, Verneinung des Daseins, Tod. Halo Wind, Windstille. Héhe, Lachen, lustig und guter Dinge sein. Hool Hool, ein Renntier oder Musetier. Pot Latch, Geben. Sun, Tag. Tenas Sun, kleine Sonne, soviel wie früh. Sunday, Sonntag. Ikt Sunday, einmal Sonntag, also eine Woche. Ikt stick, einmal einen Stock, soviel wie eine Yard. Hyn hyn, viel Eis, viel Schnee, Gletscher. Hyn tenas copa, viele kleine Menschen zwischen den Stöcken (Stämmen), Kinder des Waldes.

Folgende Worte sind zweifellos durch den Umgang mit französischen Kanadiern in den Sprachschatz der Indianer übergegangen: La boutai, eine Flasche; La cassét, eine Büchse; La hásh, die Art; La cloa, das Kreuz (L steht überall für R); La lang, die Sprache;

La méssó, die Messe; La monta, der Berg; La pôme, der Apfel; Le bley, das Getreide; La clêm, crèmefarbig; Le cok, der Koch; Le doo, der Finger; La kléh, der Schlüssel; Le mátóo, der Hammer; Le mootó, ein Schaf; Le sóok, Zucker.

Die angeführten Proben genügen, um zu zeigen, wie schwierig es ist, wenn von übertragenen oder bildlichen Vorstellungen die Rede sein soll oder wenn man den Indianern Begriffe wie Gott, Geist u. verständlich machen will. Und doch gelingt es den Handeltreibenden, mit Hilfe dieses Chinook-Kauderwelschs mit den Indianern am Columbia-Ström, auf Vancouver bis hinauf zum Chilkatpaß und selbst mit den Co-Sutonindianern eine Verständigung zu erzielen.

Das „Vater unser“ möge den Beschluß dieser kleinen linguistischen Abschweifung bilden.

Nesika papa kláxta mi tlite kópa sáhale, klóshe
 Unser Vater der fest steht in dem was oben (im Himmel), gut
 kópa nesika tum-tum mika nem; klóshe mika tyee
 in unserm Herzen (sei) dein Name; gut (bist) du (als) Häuptling
 kópa kónaway tilakum. Klóshe mika tum-tum kópa illahe káhkwa
 unter allem Volk. Gut dein Wille auf der Erde (gleich) wie
 kópa sahale. Potlach konaway sun nesika múck-a-muck pee kopet-
 im Himmel. Gieb jeden Tag unser Brot (Essen) und höre auf
 kumtúks kónaway nesika mesache, káhkwa nesika mamook kópa
 (zu) wissen alle unsere Sünden, wie wir thun gegenüber
 klaska spose mamook mesáche kópa nesika; marsh siáh kópa
 denen, die thun Unrecht gegen uns. Nimm weg weit von
 nesika kónaway mesáhche. klóshe káhkwa.
 uns alles Übel. Alles im Guten gleich
 (Umschreibung für „Amen“).

Der Fischreichtum

in Alaska spottet jeder Beschreibung. Eine große Anzahl von Etablissements und Fabriken, die mit allen Hilfsmitteln der amerikanischen Technik eingerichtet sind, beschäftigen sich mit dem Fang, dem Einsalzen und in Büchsenbringen des Salms und des Stockfisches, mit Wal-

fischfang sowie mit Öl- und Guanogewinnung. Solcher Büchsenfabriken gab es 1893 vierzig, die mit einem Kapital von mehr als 4 000 000 Dollars arbeiteten und 2000 Weißen und 3000 Chinesen Unterhalt gewährten. Dazu kommen noch 1500 accessorische Hilfskräfte von eingeborenen Fischern und einfachen Handlangern. Es ist das beinahe der sechste Teil der 1893 auf 42 500 abgeschätzten Gesamteinwohnerzahl des Landes. Dieselbe ist nach 1893 ziemlich stationär geblieben und erst das Jahr 1897 hat dem Lande einen neuen Strom weißer Einwanderer zugeführt, welcher auf mindestens 17 500 Goldsucher taxiert werden kann. Zuverlässige Angaben hierüber wird erst der nächstjährige Bericht des Herrn James Sheafley, jetzigen Gouverneurs von Alaska, bringen.

Die Einwohneranzahl im Jahre 1893 von 42 500 verteilte sich der Abstammung der Menschen nach wie folgt:

6500 Weiße, worunter 500 Frauen, 2000 Mischlinge (Russen und Eingeborene), darunter die Hälfte weiblichen Geschlechtes, 32 000 Indianer, davon 16 500 männlich, 15 500 weiblich und 2000 Mongolen (Chinesen und Japaner) nur Männer. Die Ureinwohner selbst zerfielen wieder in 18 000 Eskimos, 7000 Thlingket-, 5000 Athabascan-, 1000 Tsimpscan- und 500 Haidan-Indianer.

In keinem Lande der Welt bietet die Aufstellung eines richtigen Censuses so große Schwierigkeiten, wie in Alaska, was sich durch den nomadenhaften Charakter nicht nur der Farbigen, sondern auch der Weißen erklärt, die heute ein Städtewesen von 2—3000 Menschen gründen, um es nach wenigen Monaten mit Sack und Pack zu verlassen, wenn sich anderswo ein besseres Goldland zeigt, und mag daselbe auch vom alten Standorte 200, 300, ja 400 englische Meilen entfernt sein.

Von den vielen in Alaska vorhandenen Fischereianstalten war es Verfasser dieses vergönnt, eines im Jahre 1893 eingehend zu besichtigen. Es ist das die Niederlassung der „Alaskaöl- und Guano-Gesellschaft“ in Kilisnoo. Der Direktor dieses 90 englischen Meilen von Juneau entfernt liegenden Ansiedelung ist ein Deutscher, Karl Spuhn, ein ebenso intelligenter als liebenswürdiger Herr, welcher über alle ein-

schlägigen Verhältnisse eingehendste Auskunft erteilte. Herr Spuhn beschäftigt in der weitab vom Weltgetümmel gelegenen, im übrigen aber romantischen und baumreichen Bucht 100 Menschen, wovon die Hälfte Weiße, die andere Hälfte Indianer sind. Die mit einem Kapital von 300 000 Dollars arbeitende Gesellschaft, besitzt drei Dampfschiffe, vier flachbodige Prahmen und zwei kleine Boote. Gewonnen werden 300—400 000 Gallonen (1 Gallone = 4 Quart) Öl à 30 Cents Verkaufspreis, 700 Faß gesalzener Salm und 800 Tonnen Guano im Werte von je 30 Dollars. Der Gesamt-Jahresumsatz belief sich auf 120 000 Dollars. Herr Spuhn stellte den Passagieren der „Queen“ seine gesamte kleine Flottille zur Verfügung und begleitete sie auf einem Fischzuge, der geradezu phänomenale Resultate lieferte. In weniger als zwei Stunden fingen die eingeladenen Gäste mehrere hundert Heilbutten und andere Fische im Gewicht von 5—100 Pfund per Stück. Die ganze Ausbeute wurde auf dem Schiff nachgewogen und ergab ein Gewicht von 3200 Pfund, so daß jeder Passagier — wir waren fünfzig fischende Herren und Damen — durchschnittlich 60 Pfund Fische gefangen hatte.

Dabei war der Prozeß des Fangens so einfach wie nur denkbar. Jeder Fischende bekam eine lange Leine in die Hand, an welcher ein starker Haken mit Heringsköder befestigt war. An besonders günstigen Stellen, auf welche die Indianer aufmerksam machten, wurden diese Leinen ins Wasser gesenkt und nach wenigen Minuten spürte man am Ruck in der Hand, daß „einer angebissen hatte“. Die Fische waren mitunter so schwer und groß, daß die Damen nicht im stande waren, sie über Bord zu ziehen. Herr Spuhn, dem ich mein Erstaunen über diesen fabelhaften Erfolg äußerte, sagte mir: „Der heutige Fischfang ist nur Spielerei“, wenn wir im Geschäfte ernstlich hinter dem Heringsfang her sind, gewinnen wir oft an einem Tage mit 20 geschulten Indianern 50 Tonnen. Halibut (Heilbutte) und Hering liefern die größte Ausbeute. Daneben kommen aber auch noch andere Sorten vor, wie Flundern, Hecht, schwarzer Barsch, Gelbfisch oder Alaska-Makrele, Steinfisch, Grönländer Lachs, Braunfisch und manche

andere. Die Garçonwohnung des Herrn Spuhn stellte sich als ein Schatzkästlein von alaskanischen Kuriositäten dar, mit ausgestopften Ablern, prachtvollen Seehundfellen, Walfischzähnen und silbernen Schmucksachen der Indianer u. s. w.

So tadellos auch der Whiskey war, den uns Herr Spuhn als Abschiedstrunk vorsezte und so brillant wir auch in seiner Gesellschaft den Nachmittag verlebt hatten, so waren wir doch schließlich froh, als uns die „Queen“ mit ihrer Sirenenpfeife wieder an Bord lockte, denn der vom Fischöl und halbfaulem Guano herrührende Gestank dicht bei der Fabrik von Kilisnoo war ein geradezu pestilenzialischer.

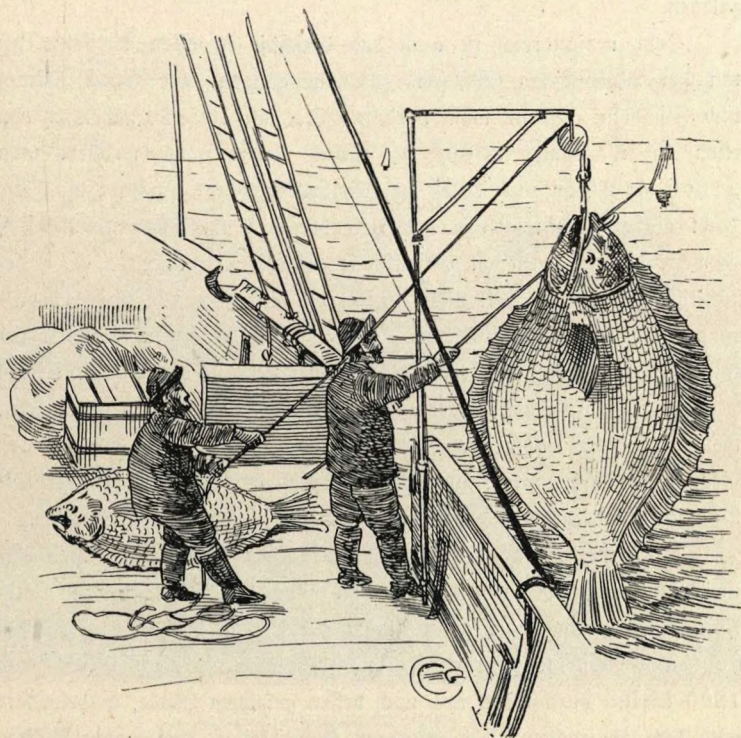
Vom Walfischfang bekamen wir in den Buchten von Alaska nichts zu sehen, wenngleich wir in der Nähe von Sitta im fernen Osten ganze Rudel von Walfischen mit den von ihnen ausgehenden Fontänen bemerkten. Der eigentliche Fang, der meist nördlich von Unalaska vor sich geht, zieht sich von dort der Küste entlang bis zur Beringstraße hin. Gewonnen werden jährlich für 350 000 Dollars Fischbein, 5000 Dollars Elfenbein und 145 000 Dollars Leberthran. Die Walfischfänger lieben es im Vorbeigehen Seehunde zu erlegen — Gelegenheit macht Diebe — obwohl ihnen dies durch Spezialgesetze streng untersagt ist, weil jährlich nur 7500 Seehunde erlegt werden dürfen. Die Meerpolizei ist aber sehr aufmerksam und faßt jahraus jahrein zwei bis drei Fahrzeuge ab, an deren Bord sich geschmuggelte Seehundware befindet. Zunächst werden den Kontravenienten hohe Geldstrafen auferlegt und in Wiederholungsfällen kann sogar das ganze Schiff mit Beschlagnahme genommen werden.

Die größte Handelsgeellschaft

in Alaska unter den fünfzig mehr oder minder großen und handeltreibenden Firmen ist die „Alaska Commercial Company“ mit dem Muttergeschäfte in San Francisco. Dieselbe importierte alle erdenklichen Bedürfnisse im Werte von 400 000 Dollars im Jahre 1893; 1897 ist diese Summe sicherlich auf das Doppelte gestiegen. Sie importiert für

eine halbe Million Felle aller Art und ist so recht die Beherrscherin des ganzen alaskanischen Handels im hohen Norden.

Der Hauptstützpunkt des ganzen Geschäftes ist Unalaska, 54° n. B. und 167° ö. L., als die dem Festlande zunächst gelegene der schier zahllosen Aleuteninseln. Von diesem Stützpunkte aus werden



Fischfang in der Bucht Kilsnoo.

mittels 12—15 Handelsniederlassungen die Aleuteninseln bedient. Zwischen Unalaska und Sitka besteht regelmäßige Dampfverbindung. Näher an Sitka heran befindet sich schon eine Hauptniederlassung der Gesellschaft auf der Insel Kodiak.

Höher nach Norden hinauf folgt die Rushegak-Handelsdivision mit 3—4 Untergeschäften, welche das Gebiet der Flüsse Rushegak und

Ugashaf versorgen. An der Mündung des Kuskoquimflusses in der Kuskoquim-Bai (57° n. B. und 162° ö. L.) folgt dann die Hauptniederlassung Kuskoquim und treffen sich alle Unteragenten jährlich einmal in einem Trader-Store an der Mündung des Flusses, um die auf weit vorgeschobenen Posten im Inneren des Landes erbeuteten Pelze niederzulegen.

Sehr umfangreich ist auch das Geschäft in allen Artikeln, die mit der Walfischjagd (Walerei) zusammenhängen, wie Speck, Thran und Fischbein. Wenn man berücksichtigt, daß ein einziges Tier von etwa 20 m Länge 30 000 kg Speck liefert, aus welchem man 24 000 kg Thran und 1600 kg Fischbein gewinnt, so kann man sich leicht eine Vorstellung von den riesenhaften Quantitäten an Rohstoff machen, die sich bei einer Gesellschaft anhäufen, welche sich als Spezialität mit dem Handel und mit der Verwertung von Fischbein befaßt. Die beigelegte Abbildung zeigt den unter freiem Himmel befindlichen Lagerplatz von unverarbeitetem Fischbein der Pacific Steam Whaling Co. in San Francisco, die zwölf Dampfschiffe laufen läßt, welche aus den Alaska umgebenden arktischen Meeren und aus anderen Gegenden das kostbare Material herbeischaffen, das später zu den bekannten Fischbeinfabrikaten mit der Marke „Orca“ verwandt wird.

Die letzte und am weitesten nach Norden vorgeschobene Handelsniederlassung ist die von St. Michael nahe der Mündung des mächtigen Yukonstromes, der ganz Alaska zuerst vom Süden nach Norden und dann meistens von Osten nach Westen auf einer Strecke von 1800 Meilen durchströmt und nach dessen gelobtem Lande, insbesondere nach dem am rechten Ufer gelegenen Klondykefluß eine wahre Völkerwanderung von Goldsuchern momentan unterwegs ist. Da die regulären Dampfer von San Francisco und Tacoma alle Reiselustigen nach Juneau zu befördern außer stande sind, so sind im Juli und August Segelschiffe in San Francisco mit dem für Passagiere nötigen Komfort eingerichtet worden. Denselben fällt die Aufgabe zu, direkt nach Skipit an der Yukonmündung zu fahren und die Goldsucher ans Land zu setzen. Der Weg von dort nach dem Klondyke River ist allerdings noch länger

und beschwerlicher, als der via Chilkutpaß bei Juneau, aber die „Alasca Commercial Company“ hat bei dieser Manipulation den Vorteil, alle beförderten Passagiere aus ihren Stores mit den notwendigen Lebensmitteln und dem nötigen Ausrüstungsmaterial versorgen zu können.



Lagerplatz von unverarbeitetem Fischbein.

Eine andere Handelsgesellschaft, die „North American Commercial Company“, hat ihren Hauptsitz auf der Seehundinsel Prybiloff (57° n. B. und 110° ö. L.), sowie auch auf Unalaska. Ihre beiden Dampfschiffe liegen außerdem im „holländischen Hafen“ (Dutch Harbor), den man sich so vorzustellen hat, daß er mit Unalaska sozusagen einen Hafen bildet. Die Nordamerikanische Handelsgesellschaft betreibt

als eine Spezialität den Verkauf von englischen Kohlen an die Regierungsdampfer, sowie auch an andere Steamer, die ausgiebiges Feuerungsmaterial benötigen und von der Braunkohle aus Vancouver nichts wissen wollen. Der Vollständigkeit halber sind hier noch zwei Gesellschaften zu erwähnen, deren Geschäfte sich im aufsteigenden Zenith bewegen.

1. „Hyde und Hough Company“ in San Francisco, die sich auf der Westküste der Pavloffinsel niedergelassen haben und daselbst wohleingerichtete Zimmermeister- und Grobschmiedwerkstätten besitzen.

2. „McCollam Fishing und Trading Company.“ Sie hat Stationen und Lager auf Pavloff Harbor und Port Stanley auf der Sannafinsel, die zwischen den Toa Islands und der Rabiakinsel gelegen ist. Sie besitzt einen Dampfer, zwei Schooner und viele kleine Boote, wie man sie eben in jenem von der Natur mit mehr als 10 000 Inseln ausgestatteten und noch nicht zum zehnten Teil erschlossenen Wunderlande Alaska zum beständigen Gebrauche nötig hat.

Minen- und Mineraliendistrikte

sind in Alaska in der Weise organisiert, daß sie unter den von ihnen eingereichten und vom Staate genehmigten Statuten an acht verschiedenen Stellen funktionieren.

1. Der Sitka-Minendistrikt. Er umfaßt die Inseln Sitka und Baranoff und schließt auch die „Silberbucht“ sowie die ganze Umgebung von Sitka in sich ein.

2. Der Harris-Minendistrikt, welcher Juneau und seine Umgebung umfaßt. Er datiert vom Jahre 1880.

3. Der Cleveland-Minendistrikt begreift die Kenaihalbinsel und die Cookbucht ein, etwa auf dem 60° n. B. und 150° ö. L.

Der Portage-Buchtdistrikt erstreckt sich über einen Teil der Halbinsel Alaska, ein lang und spitz nach Südwesten vorgeschobenes Festland, und südlich hiervon über den Pavloffhafen, die Herendambucht und den Müllerhafen.

5. Der Nyak=Minendistrikt, welcher die südlich von der eben genannten großen Halbinsel gelegene Kadiakinsel in sich schließt.

6. Der Unga=Minendistrikt, welcher sich über die Insel Unga erstreckt.

7. Der Unalaska=Minendistrikt.

8. Der „Fischfluß“-Minendistrikt am Nortonseund, nördlich von der Mündung des Yukonstromes in das Beringmeer.

Noch drei oder vier andere Distrikte, deren Organisation angestrebt wurde, sind nach 1885 hinzugetreten, aber sie haben sich nicht als lebensfähig erwiesen und sind wieder eingeschlafen. Dies ist auch der Fall gewesen mit der Goldsucherei an der Jakutatbucht südlich vom St. Elias=Berg. In dieser Bucht hatten ausdauernde Prospektors Goldsand in schwachen Mengen vorgefunden und lagen nun der Gewinnung desselben eifrigst ob. Da änderten sich die anfangs günstigen Ausichten mit einem Male, als eine starke Golfströmung Tausende von Kadavern von Stöckfischen heranschwemmte. Das aus dem Leichnam der krepirten Fische unter dem Einflusse warmer Sonnenstrahlen ausströmende Öl vermischte sich so eindringlich mit dem Goldsand, daß das Quecksilber in der Pfanne der Goldgräber seinen Dienst versagte.

Da blieb den Goldsuchern schließlich nichts übrig, als den unrentabel gewordenen Ort ihrer bisherigen Thätigkeit aufzugeben. Sie brachen ihre Zelte ab und wollten mit den bisher gesammelten Schätzen die Heimreise nach Juneau antreten. Die Vorräte an gesammeltem Golde hatten sie in einer Höhe von 40 Fuß auf einer Bergkuppe in einer vor den Winden geschützten Einsattelung aufgespeichert.

Wie nun aber selten ein Unglück allein kommt, sondern meist noch von einem nachkommenden überboten wird, so trat am Vorabend des Tages, an welchem sie nach Hause reisen wollten, plötzlich ein Unwetter ein, und eine Riesensturzwellen schwemmte die seit 3 Monaten mühsam gesammelten Goldschätze samt und sonders in das Meer. Die gleich den Seelenten abergläubischen Goldsucher schrieben diesen Unfall der Einwirkung von bösen Hexen (Witches) zu, deren Unglücksgefeische

sie in den vorausgegangenen Nächten vermeintlich wiederholt vernommen hatten.

Die Wichtigkeit aller vorstehend genannten acht Distrikte ist jedoch seit 1892 und in noch höherem Grade im Jahre 1897 übertroffen worden durch den Forty Miles District auf amerikanischem und den Klondyke District auf britischem Grund und Boden im Innern des nördlichen Alaska, auf dem so berühmt gewordenen 141.^o ö. L. Dieser Grad, und zwar auf der Mitte der Linie, mit welcher man den Stillen Ozean mit dem Nördlichen Eismeer verbinden kann, enthält weitaus die größten Quantitäten Gold, die man bisher antraf. Es werden in den genannten Distrikten immer glänzendere Resultate erzielt, so daß ein Claim, der voriges Jahr 3000 Pfund wert war, nicht unter 60 000 Pfund abgegeben wird. Die kanadische Regierung hat daselbst vor zwei Jahren die Polizeistation Cudahy gegründet und die ganze Bevölkerung war lange in fieberhafter Aufregung darüber, ob die Regierung ihre Drohung, das Gold mit 10—20 Prozent zu besteuern, wahr machen werde. Nach einer Mitte August 1897 in Europa eingetroffenen Kabeldepesche jedoch hat der britische Geschäftsträger in Washington die Erklärung abgegeben, daß seine Regierung von der Absicht, einen Zoll auf das gefundene Gold zu legen, einstweilen absehe.

Wir haben zunächst an dieser Stelle die Frage zu erörtern: Sind denn in der That die Goldfunde in Alaska, deren Ruf sich im Sommer 1897 über den ganzen Erdball verbreitet hat, so reichlich, wie allgemein behauptet wird, oder haben wir es nur mit einer geschickt inszenierten Reklame zu thun, um Tausende von Leichtgläubigen auf den Leim zu locken?

Und da muß ohne jeden Vorbehalt geantwortet werden: Ja, die neuen Goldnester sind phänomenal und das reiche Vorhandensein von Goldklumpen und Goldsand ist aus einem Duzend von zuverlässigen Quellen verbürgt.

Das goldhaltige Alluvium befindet sich hauptsächlich im Thale des Zukonflusses, der etwa 2400 englische Meilen lang und an manchen

Stellen 5 englische Meilen breit ist. 1800 Meilen von seiner Mündung entfernt ergießt sich der Klondyke, d. h. der Hirschfluß, oder, wie andere des Indianischen Rundsie übersezen, der „Tischfluß“*), in den Yukon, und hier, am Zusammenflusse beider, wurden die reichsten Funde gemacht. Der Klondyke, der 200 englische Meilen lang ist, hat an seinem linken Ufer mehrere kleine Nebenflüsse, zwei Meilen oberhalb seines Einflusses in den Yukon mündet der Bonanza Creek in den Klondyke, und ein Nebenfluß des Bonanza Creek ist der Dorado. Beide führen ihre Namen mit Recht, denn der Goldreichtum des Erdreiches dort soll märchenhaft sein.

Über den Goldreichtum, den die Miners von Klondyke heimgebracht haben, berichtet eine amerikanische Zeitung anlässlich der Rückkehr eines solchen Goldschiffes aus San Francisco: „Die Geschichten von dem fabelhaften Reichtum der Klondyke-Goldminen am Upper Yukon wurden bestätigt, als jetzt 40 Miner von dem Lager hierher gekommen und Gold im Werte von 500 000 Dollars mitbrachten. Sie kamen mit dem Dampfer „Excelsior“ an, welcher ebenfalls für eine Viertelmillion Goldstaub für die Alaska Commercial Co. an Bord hatte. Der Goldstaub wurde in den Schmelzwerken auf Tische gebreitet und dann in die großen Schmelztiegel geschüttet. Leute, welche das Gold sahen, sagen, daß man hier seit dem Jahre 1849 ein solches Schauspiel noch nicht erlebt hat. Damals kamen die Miner in Scharen aus den Golddistrikten nach San Francisco, um sich ihr Gold in 20-Dollarstücke umwechseln zu lassen. — Die Miner gewährten einen grotesken Anblick. Sie waren wettergebräunt, und ihre Kleidung war schmutzig und zerrissen. Aber man vergaß ihren Anblick, als sie ihre mit Gold gefüllten hirschledernen Säcke zeigten. Einige der Miner brachten Goldstaub in Konserbegläsern und Töpfen, offenbar waren im Lager die Säcke rar geworden. Als alle den Staub ausgeschüttet hatten, bildete er einen Haufen von 340 Pfund.

*) Klono heißt in der Indianersprache „Drei“. Alle Naturvölker besaßen sich nicht gerne mit dem Einmaleins, und wenn sie sagen „Drei“, so bedeutet das übertragen so viel wie „sehr viele“.

Die Zuschauer standen wie erstarrt vor diesem Anblicke, während die Schmelzer sich ruhig an die Arbeit des Ausschmelzens machten.“

Folgende Resultate einer nur wenige Monate langen Ausbeute veröffentlichte der Chicagoer „Record“ von nachstehenden 23 Goldgräbern, die Ende Juli*) mit dem Dampfer „Excelsior“ zurückkamen:

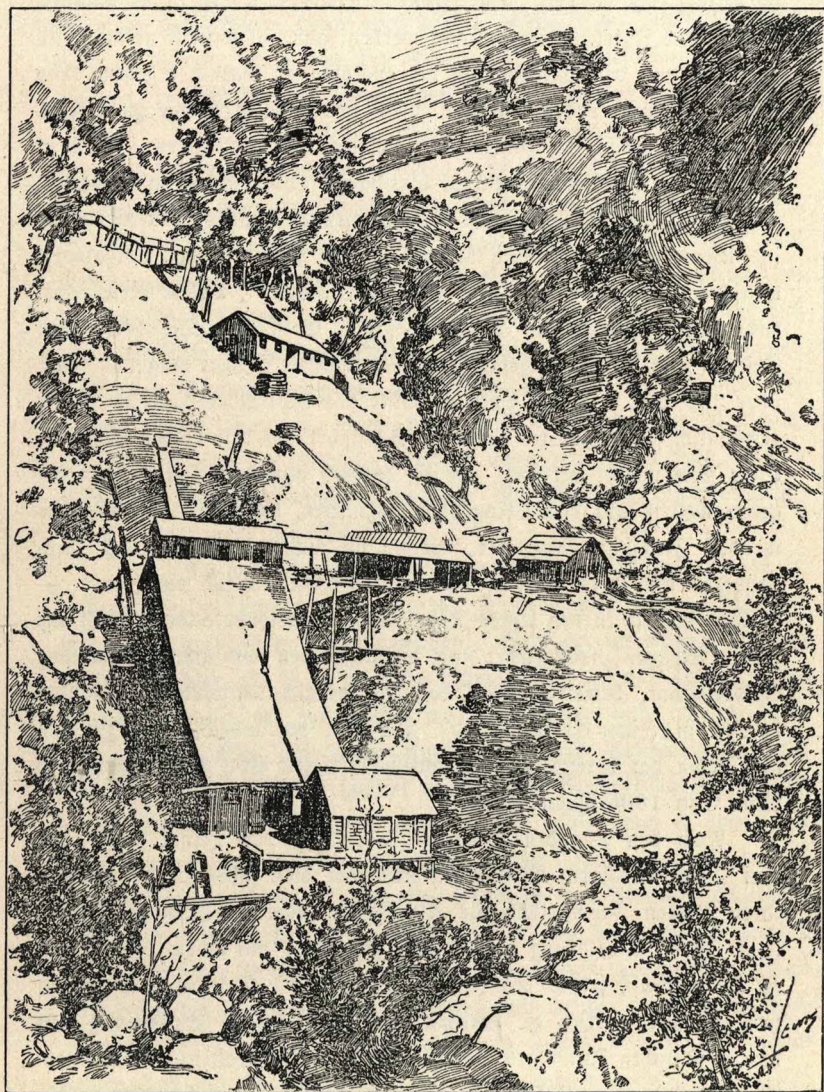
	Erzielten (in Dollars):	Wert der ihnen gehörigen Claims (in Dollars):
L. S. Lippy	65 000	1 000 000
Joe La Due	90 000	500 000
F. G. G. Bowker . . .	10 000	500 000
J. B. Hollinsead . . .	25 500	—
William Kulju	17 000	—
James Mc Mann . . .	15 000	—
Albert Galbraith . . .	15 000	—
Neil Mc Arthur . . .	15 000	—
Douglas Arthur . . .	15 000	—
Bernard Anderson . .	15 000	—
Robert Krook	14 000	35 000
Fred Bendesfer	14 000	20 000
Alexander Orr	13 000	—
John Marks	11 500	—
Thomas Cook	10 000	28 000
M. S. Norcross	10 000	—
J. Ernmerger	10 000	—
Con Stamatin	8 250	—
Albert Joy	6 000	—
Grey Stewart	5 100	35 000
J. D. Hestwood	5 000	20 000
Thomas Glack	5 000	250 000
Louis Roads	5 000	50 000
Summa:	399 350	2 438 000

*) Laut Kabeldepesche kam am 16. September der „Excelsior“ zum zweiten Male aus St. Michaelis, und zwar mit Goldstaub im Werte von 10 Millionen Mark, in San Francisco an.

Ein anderer Berichterstatter sagt: „Nach den hier eingetroffenen Berichten muß die Gegend fabelhaften Goldreichtum bergen. Niemand weiß, wieviel Gold schon aus dem Distrikt fortgeschafft worden ist. Die fortgegangenen Bergleute haben soviel mitgebracht, wie sie mit sich tragen konnten. Andere sind dageblieben, weil sie mehr Gold gefunden haben, als sie forttragen konnten. Ein zurückgekommener Bergmann erzählt, daß er fünf Gallonenkrüge voll mit Goldstaub und Goldklumpen gesehen hat. Ein anderer erzählt, daß aus einer Stelle Goldklumpen herauskamen wie Kieselsteine. Der Bergmann Douglas Mc Arthur, der sich selber ein Vermögen in Mon-dyke erworben hat, berichtet, daß die Meldungen von den Goldfunden, welche an einem Tage aus Tageslicht gefördert wurden, durchaus nicht übertrieben sind. Das Land würde nicht überbevölkert werden, da sei Platz für alle. Der Mondykefluß ist 150—200 englische Meilen lang. Bis jetzt ist aber noch kein Weißer weiter als 40—50 englische Meilen von der Mündung gelangt. Die Indianer sagen, daß die reichsten Goldfelder weiter stromaufwärts liegen. Dawson City, der Mittelpunkt der Goldgegend, ist eine modern angelegte Stadt. Die Avenues sind 66 Fuß breit und die gewöhnlichen Straßen 55 Fuß. Die Stadt hat etwa 4000 Einwohner. Die Häuser sind Blockhäuser. Die Hazardspiele Pharo und Poker sind die Lieblingsmittel der Bergleute, um ihren Goldstaub los zu werden. Die Spielwut ist enorm. Es sind Fälle vorgekommen, wo Bergleute mit 10 000 Pfund Sterling eine Schenke betraten. Als sie wieder herauskamen, besaßen sie keinen Pfennig. Die Zahl der angeblich in der Goldgegend Gestorbenen soll weit übertrieben sein. F. G. Bowker, einer der ersten Einwohner von Dawson City sagt, daß in dem letzten Jahre nur drei Leute in der Stadt gestorben sind. Im Kirchhof von Forty Mile, der für den ganzen Distrikt als Beerdigungsplatz dient, sind nur 30—40 Gräber. Bei den Beerdigungen erweisen die Bergleute den Toten jede Ehre. Die Hinterlassenschaft eines Bergmannes wird stets der Regierung übergeben. Das ist ein ungeschriebenes Gesetz der Bergleute am Yukon. Die Sicherheit des Eigentums ist in der Goldgegend groß. Kapitän

Fairbairn sagt: man könne ruhig vor seinem Blockhause einen Sack mit Goldstaub aufhängen. Niemand werde ihn stehlen. Dort wäre allerdings Ehrlichkeit die beste Politik. Ein Schankwirt habe 30 000 Pstr. in seinem Schornstein liegen. Dennoch verschließe er nicht einmal seine Thür.“

Wollte man in diese Schilderungen Zweifel setzen, so kann auf das „Blaubuch“ verwiesen werden, welches die kanadische Regierung in offizieller Weise Ende Juli 1897 hat erscheinen lassen. Darin heißt es: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Goldreichtum des Flußgebietes am mittleren, auf kanadischer Seite gelegenen Yukon alles bisher Dagewesene weitaus übertrifft. Nach Hunderten werden Fälle genannt, in denen einzelne Pfannen Flußsand 50—100 Dollars Gold enthielten, und Duzenden von Pfannen im Thal des Klondykeflusses wurden sogar über 200 Dollars Gold entnommen. Im Thale des Forty Mileflusses fand der kanadische Kommissar einen Quarzberg von derselben Ausdehnung und dem gleichen Goldgehalt wie jener der Douglasinsel bei Juneau in Alaska, der jährlich eine Million Dollars Ertrag liefert. Der erste weiße Goldsucher, der am Bonanzafluß arbeitete, erzielte nach einwöchigem Goldwaschen allein 1200 Dollars Gold; zwei andere fanden in zwei Tagen 4000 Dollars. Sämtliche 120 Flüsse und Bäche, die zwischen dem Bellfluß und dem Forty Milefluß in den Yukonstrom münden, besitzen einen Goldreichtum, wie er selbst 1840 bei den Goldfunden in Californien nicht angetroffen wurde.“ Gleichzeitig wird in dem Blaubuch aber auf die Abwesenheit aller Verkehrsmittel hingewiesen, so daß der Transport von Maschinen unmöglich, jener von Lebensmitteln ungemein schwierig ist, und die letzteren deshalb unerschwingliche Preise erreicht haben. Für einen Sack Mehl von 25 Kilo Gewicht sind in vielen Fällen 4—600 Mark bezahlt worden. Anknüpfend an das Blaubuch, erläßt der Minister des des Inneren Clifford Sifton folgende Warnung an solche, welche die Absicht haben, die Reise in das Zukongebiet anzutreten. „Dieselben mögen vorher sorgfältig die Länge und Schwierigkeiten der Reise sowie die Mittel zu ihrem Unterhalt prüfen. Die kürzeste Zeitdauer einer



Mühle im Bonanza Creek.

Reise, die bisher unter den günstigsten Verhältnissen erreicht worden ist, beträgt sechs Wochen. Die Lebensmittelmenge, welche in der nächsten Zeit in das Zukongebiet gebracht werden kann, ist äußerst gering, und sollte sich eine beträchtliche Zahl von Goldsuchern dorthin begeben, ohne selbst für ihren Lebensunterhalt über den Winter Sorge zu tragen, so wird voraussichtlich Hungerstot eintreten. Die Regierung kann in keiner Weise die Verantwortung, hinreichend Lebensmittel zu beschaffen, auf sich nehmen, in Anbetracht der Abwesenheit jeglicher Verkehrsmittel in diesem Jahre.“ Ähnlich äußert sich der Präsident der nordamerikanischen „Transportation and Trading Company“, welche Gesellschaft das Handelsmonopol in Alaska besitzt. Er sagt: „Die Reise von Chicago nach dem Zukongebiet ist 7000 englische Meilen lang und kostet über 300 Doll. In der zweiten Hälfte des Septembers sind die Flüsse gewöhnlich fest zugefroren, und die Schifffahrt auf dem Zukon wird erst Ende Mai wieder eröffnet. Es ist deshalb allen, die sich dorthin begeben wollen, auf das Dringendste anzuraten, die Reise erst im kommenden Frühjahr anzutreten, wollen sie nicht der Gefahr des Verhungerns und Erfrierens in dem arktischen Gebiete sich aussetzen.“ — Goldsucher, die in den letzten Tagen aus dem Klondyke-Golddistrikt mit reichen Schätzen zurückgekehrt sind, bestätigen den noch nicht dagewesenen Goldreichtum, bemerken aber, daß die wirklich wertvollen Goldländer bereits in festen Händen sind. Die neu gegründete Stadt Dawson am Zukon hat bereits 4000 Einwohner, Circle City 2000 und Forty Mile City 1000 Einwohner.

Nach den Angaben eines Reisenden aus dem Jahre 1893, der drei Jahre im Forty Mile Creek war, hat diese goldhaltende Schlucht ihren Namen davon, daß sie 40 Meilen vom Fort Zukon entfernt liegt. Diese Aufklärung beruht aber zweifellos auf einem Irrtum, sei es des Weißen, sei es des Indianers, der diese Belehrung hat zuteil werden lassen, denn es berechnet sich die gedachte Entfernung auf der vorzüglichen Zukonkarte von Arrowsmith auf mindestens 140 Meilen. Anfangs August meldeten die „Times“, daß in Dyea eine Menge für Klondyke bestimmtes Frachtgut liege, das nicht weiter kann. Die That-

sache wird richtig sein, weil sich die Spekulation mit Ungeßüm auf den Import einer großen Menge von Lebensmitteln und sonstigen Waren geworfen hat. Wenn dann aber wieder gesagt wird, „es sei thöricht, noch in diesem Jahre von der See aus die Goldfelder erreichen zu wollen“, so geht hieraus hervor, daß auch die Herren Redakteure der „Times“ über die zweifachen Wege nach Klondyke via Chilkutpaß und nach Klondyke via Yukonmündung nicht richtig orientiert sind. Der Weg zu Land geht via Juneau und Dyea. Der Weg zu Wasser via St. Michael oder Unalakleet. Allerdings ist es Anfangs August nicht mehr anzuraten von Dyea abzureisen, denn der Reisende kommt voraussichtlich Ende September im Klondykegebiete an, was mit dem Beginn des Winters zusammenfällt. Andererseits sind in den Monaten Juli und August Tausende von Reisenden mit den Schiffen der Alaska Trade Company direkt von San Francisco über Unalaska, St. Michael und den Yukonfluß hinauf über Fort Yukon nach Dawson City am Klondyke befördert worden. Die Ankunft erfolgte genau einen Monat nach der Abfahrt.

Der alles wohlüberlegende deutsche Reisende wird, wie bereits an anderer Stelle hervorgehoben wurde, in Erwägung ziehen, daß das Eis am Yukon Anfangs April aufthaut. Reist der Goldsucher Anfangs März von hier ab, so ist er Ende März in Juneau und Dyea. Sechs Wochen braucht er zur Reise ins Goldgebiet, und hat er dann vom halben Mai bis Ende August die volle Ausbeutungsperiode vor sich liegen. Will er hierauf wieder zum Lande hinaus, so fährt er im September den Yukon hinunter, und selbst wenn er von einem früh einbrechenden Winter überrascht werden sollte, so bietet der zu frieren beginnende Yukon oder der Landweg von Nulato nach Unalakleet kein unübersteigliches Hindernis dar, um bis Ende September eins der an der Nortonbucht lagernden Dampfschiffe zu erreichen. Man darf dabei die Virtuosität nicht vergessen, mit welcher die San Franciscoer Reeder über das Geschäft herßürzen, nachdem sie einmal positiv wissen, daß in ihrer Mühle jeßt ein großartiges *va et vient* entstanden ist, von den einen, die mit den größten Geldopfern in das gelobte

Land hinein wollen, und von den anderen, die ihm enttäuscht den Rücken zukehren und wieder der Heimat zustreben.

Über den Reichtum der Goldfunde liegen noch folgende Berichte vor.

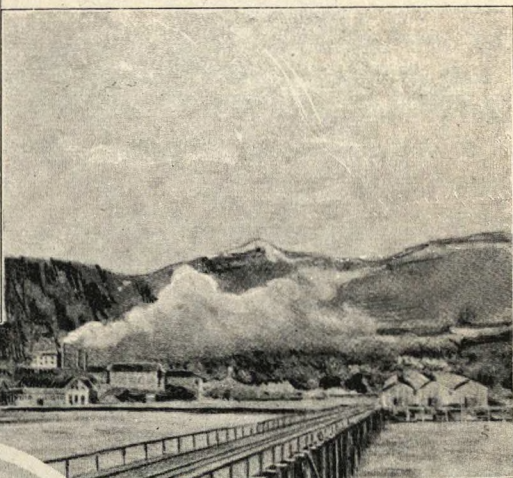
Mit dem Dampfer „Portland“ kamen Mitte Juli 68 Goldgräber in Seattle an, die eine Tonne Gold besaßen. Das Gold repräsentierte über eine Million Dollars. Die bereits in Klondyke beschäftigten Goldgräber, von denen einige über eine Million Mark Gold gefunden haben, behaupteten, daß mindestens für 20 Millionen Mark Gold in dieser Saison gegraben werden würde. Die Saison beläuft sich auf die drei Sommermonate des arktischen Klimas, welches in Klondyke herrscht. Der das Gold enthaltende Ries liegt unter dem 20 Fuß tief gefrorenen Boden, und Stollen können nur mit Hilfe der Tag und Nacht unterhaltenen Feuer eingetrieben werden. Das Wunderbare ist, daß die größten Funde bis jetzt von Leuten gemacht wurden, die vom Goldgraben keine Ahnung haben. Eine Schaufel Erde enthält oft für 16 Mark Gold. Ein anderer Bericht sagt: Die reichsten Goldfunde hat zu seiner Zeit ein 21 jähriger Mann aus Indianapolis gemacht. Für einen Goldklumpen hat ihm die Gesellschaft 5000 Pfr. gezahlt. In vier Monaten hat er sich 100 000 Pfr. erworben. Der goldreichste Teil der Gegend soll noch gar nicht in Angriff genommen worden sein.

Die Orte, wo Gold in reichen Mengen gefunden wird, wechseln wie Regen und Sonnenschein. Die Goldsucher finden im Frühjahr das Gebiet, das im Jahre zuvor reiche Ausbeute ergeben hatte, oft überschwemmt wieder, aber unweit davon hat das mit Ungeflüm vor- drängende Frühlingswasser sich mit elementarer Gewalt neue Bette und neue Schluchten gegraben und an den Wänden liegen neue Stellen bloß, wo man mitunter Goldklumpen und -Klümppchen mit der Hand einsammeln kann, so daß nicht selten gänzlich ungeübte Sucher bessere Erfolge erzielen, als langjährige ausgepöchte Fachmänner.

Wie aus der vorstehend aufgeführten Liste der zuerst genannten acht Distrikte hervorgeht — von den beiden in Oberasaska gelegenen wird abgesehen —, befinden sich dieselben samt und sonders in dem



Der Indianerfluß
in der Nähe der Stadt Sitka.



Hauptansicht
der Treadwell Gold Mill and Mine
auf Douglas Island, gegenüber von Juneau.



Baumgruppe bei Sitka
auf dem Spaziergang nach dem Indianerdorfe.

durch die Dampfschiffahrt leicht zugänglichen Küstengebiete, wo man ohne Schwierigkeiten in den Vereinigten Staaten fabrizierte Maschinen hinbringen kann. Auch große Wasserpumpen aller Art nebst Stampfwerken sind daselbst in Funktion. Im Jahre 1893 wurde in 16 Stampfmühlen gearbeitet, die alle zusammen 600 Stampfer hatten. Dieselben verteilten sich folgendermaßen: Auf die Alaska Treadwell Gold Mining Company auf der Insel Douglas, schräg gegenüber von Juneau, 240



Douglas Island
(Handel treibende indianische Frauen).

(es ist dies die größte Stampfmühle der Welt, und ist von ihr noch an anderem Orte die Rede), das „Värenest“ 80, die Alaska Union Mining Company 120, The Mexican 10. Sie befinden sich ebenfalls auf der Douglasinsel, und machen alle zusammen etwa drei Viertel der gesamten Produktion von Alaska aus. Es folgen The Equitable Mining Co. in Juneau, The Taku Consolidated, The Webster Mill, The Berner Bay, The Falster Bay Mill, The Archib Campbell Mill, The Stewart

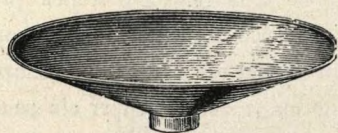
Mill in Sitka, The Lake Mountain Mining Company in Sitka, The Fish River Mill, The Apollo Consolidated Mining Company Unga, The Shumagin Mining Company in Unga und The Ship Creek Mill. Alle diese Gesellschaften hatten 5 oder 10 Stampfer, wozu sich noch die The Howell Gold Mining Company im Silberbogenbecken mit 20 Stampfern hinzugesellte, wodurch die Gesamtzahl von 600 erreicht wurde. Die Alasca Treadwell Gold Mining Company, deren Direction sich in San Francisco befindet, förderte in runder Summe 240 000 Tonnen Ore, das ist goldhaltende Erde, die ein Resultat von 3 Dollars per Tonne ergab, = 720 000 Dollars. Die Kosten für Arbeitslöhne und Herstellung des reinen Goldes beliefen sich genau auf die Hälfte. Da in dem Geschäft ein Kapital von 5 000 000 Dollars investiert ist (selbstverständlich ließen sich die früheren Besitzer ein paar Millionen Nutzen zahlen), so wurden bisher durchschnittlich 10 Prozent Dividende gezahlt. Das Geräusch innerhalb der Fabrik ist so betäubend, daß man seinen laut schreienden Nachbar nicht verstehen kann. Viele Arbeiter erleiden Störungen in ihrem Gehörgang und verlassen das Hochwerk nach einigen Jahren als Taube.

In dem goldhaltenden Quarzberg wird in der Regel ein Tunnel ausgehöhlt, dann wird von einem nahegelegenen Hügel Wasser in enorm weiten Röhren zugeführt und mit Giants, d. h. riesengroßen hydraulischen Maschinen in Verbindung gesetzt. Das Wasser arbeitet dann mit so großer Gewalt, daß es ganze Felsblöcke hinunterschwemmt und zu Schmutz untereinander arbeitet.

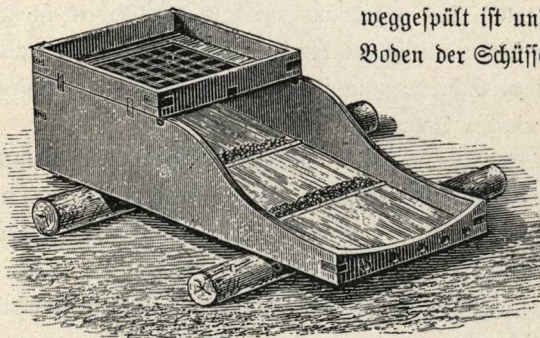
Diese Masse wird dann durch den Tunnel in eine Mühlenschleuse geleitet, in welchem Quecksilber ausgestreut ist, wodurch das schwere Gold und die Edelmetalle auf dem Boden festgehalten werden. Dieser Waschungsprozeß wird mehrere Male wiederholt und schließlich bleibt eine schwarze kondensierte Erdmasse übrig, in welcher das bloße Auge nichts von Gold entdecken kann. Der eigentliche Ausscheidungsprozeß erfolgt dann erst in anderen Anstalten, so z. B. in Denver (Colorado). Grundverschieden von diesem mit allen Hilfsmitteln der Technik vorgesehenen Betriebe ist die Goldsucherei im Innern Alaskas. Da das

Hinbringen der Maschinen über den steilen Chilkutpaß äußerst beschwerlich und kostspielig sich gestalten würde und bei dem ewigen Wechsel der Flußbette in den ersten Dezennien noch nicht auf stabile Anlagen Rücksicht genommen werden kann, so geht die Goldgewinnung im Innern Alaskas und in dem daran grenzenden Britisch-Columbia genau in der primitiven Weise vor sich, wie vor 50 Jahren in dem durch Kapitän Sutler, ehemaligen Offizier der Schweizer Garde, neu entdeckten Eldorado Californien.

Das Haupthandwerkzeug des Goldgräbers besteht in einer trichterförmigen Schüssel, welche aus verzinnemtem Blech oder Holz besteht.



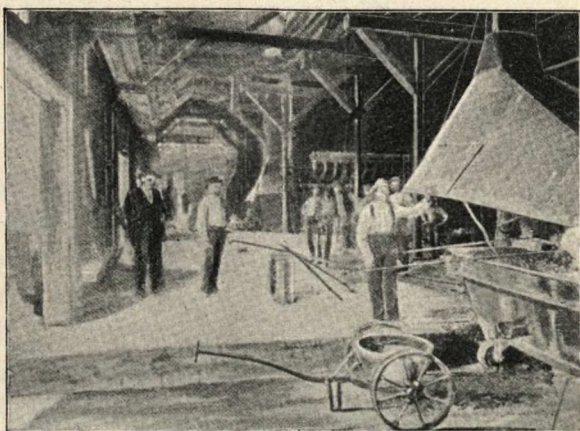
Der Goldwäscher füllt diese Schüssel mit der goldhaltigen Erde und schwenkt sie so lange unter Wasser, indem er gleichzeitig die gröberen Gesteine ausliest, bis der Sand und der Lehm weggespült ist und das Gold auf dem Boden der Schüssel zurückbleibt. Bes-



jere Dienste, je nach der Beschaffenheit des Ortes, thut der Crabler oder Rocker, eine in Alaska häufig angewandte Wiege,

die aus einem kleinen länglichen und viereckigen Kasten besteht (s. Abbildung). An dem schmalen Ende befindet sich ein offener Kasten, dessen Boden ein grobes Tuch bildet, und der, auf Rollhölzern stehend, hin und her bewegt werden kann. Diesen Kasten stellt man am Ufer eines Wasserlaufs mit dem offenen Ende etwas tiefer auf, am oberen höher stehenden Teil ist der Kasten mit einem Gitter versehen, auf welches die goldhaltige Erde mit der Schaufel geworfen wird. Nun bewegt man den Apparat auf den Rollhölzern langsam hin und her und läßt einen Strom Wasser auf das zu verwaschende Material fließen.

Abgesehen von diesen zwei durchaus primitiven Apparaten giebt es noch unzählige andere, und der Neuling wird selbstverständlich gut daran thun, sich stets derjenigen Methode anzuschließen, die seitens der alten seit 10, 20 und 30 Jahren in diesem Geschäft geübten Prospektors im Schwunge sind. Im letzten Jahre soll es häufig im Klondykegebiete vorgekommen sein, daß gerade so wie mitunter die dümmden Bauern die schönsten und größten Kartoffeln ziehen, eben angekommene Goldsucher, die früher gar nichts vom Geschäfte verstanden, die größten und einträglichsten Goldklumpen gefunden haben.



Goldschmelze.

Selbst wenn der gegenwärtige Boom nach einem oder zwei Jahren wie eine Seifenblase zerplatzt und Tausende von Goldsuchern in ihren hochgespannten Erwartungen getäuscht worden sind, so werden zweifellos die Gegenden am Lewis River, am Stewart River, am Forty Miles Creek und am Klondyke River später rationell und mit Anwendung der besten Maschinen exploitiert werden, und wenn dann auch nicht mehr der Fall sich wiederholt, daß einzelne Leute nach wenigen Monaten Werte bis zu hunderttausend Dollars wegführen, so werden doch auf lange Zeit hinaus mit bescheidenen Erwartungen auswandernde Arbeiter lohnenden Verdienst finden, gerade so wie es jetzt der Fall ist bei den im Küstengebiete des Pacific gelegenen Quarzmühlen.

Von Fort Wrangel bis Juneau.

Durch den von spitz zulaufenden Bergketten umgebenen Wrangel-Sund, der an einigen Stellen so eng ist, daß zwei Schiffe nicht aneinander vorbeifahren können, geht die Fahrt weiter zum Prinz-Frederik-Sund, der ein sehr ausgedehntes Rundbild bietet. Eine lange Kette von Bergen, deren Schneegrenze bis zu 1000 Fuß über dem Wasser herabreicht, schließt den Norden der Bai ab; mächtige Schneefelder lagern in den Einsenkungen, und drei breite Gletscher schieben ihre Eismassen zum Meeresstrand herunter und liefern die reichlich herumswimmenden Eisblöcke. Dolomitenähnliche scharfe Bergnadeln und Zacken überragen den Kamm, am auffallendsten und höchsten darunter ist der in Form eines Zuckerhutes isoliert aufsteigende „Teufels-Daumen“. An dieser Stelle hatten wir einen auffallend schönen Sonnenuntergang mit purpurnen Lichtreflexen auf den beschneiten Bergspitzen, während sich das zarte Grünblau der Gletscher und das duftige Blau der bereits im Schatten liegenden Schneefelder malerisch davon abhoben. Im Frederik-Sund, der durch die Ausbuchtung des Christiana-Sundes einen freien Rückblick auf den daselbst offenen Pacific gestattet, konnte man wiederholtes Meerleuchten beobachten.

Onkel Sam, der sich darüber freut, daß er außer dem kleinen Bundesbezirk von Washington und dem Yellowstone-Park in Alaska noch ein wirklich bedeutendes Territorium besitzt, auf welches ihm kein staatliches Sonderrecht entgegensteht, macht in Alaska seine Souveränität mit beinahe naiver Gewaltsamkeit geltend. Zunächst wurde natürlich scharfe „Temperenz“ geboten, angeblich mit Rücksicht auf die

Indianer. Sodann wurde der Holzreichtum für ein *Noli me tangere* erklärt: von den riesigen Waldkomplexen darf auch nicht ein Stamm gefällt werden: die Folge davon ist, daß selbst rohe Kistenbretter erst nach Alaska eingeführt werden müssen! Auch die Jagd auf Pelz-



Der „Teufelsdaumen“ im Frederik-Sund.

robber unterliegt großen Beschränkungen. Steht hinter diesen radikalen Bestimmungen wenigstens immer noch der Gedanke, den natürlichen Reichtum des Landes gewissermaßen zu reservieren, so war das bis 1891 aufrecht erhaltene Verbot, irgend einer Privatperson Land käuflich zu überlassen, doch zweifellos nichts als ein überstarker Aus-

fluß des Bewußtseins, der glückliche Besitzer des Landes zu sein. Seitdem dürfen wenigstens die Bewohner der Ortschaften um Besitztum für den Boden einkommen, auf welchem ihre Häuser stehen; außerdem kann zu geschäftlichen oder industriellen Zwecken Land für $2\frac{1}{2}$ Dollars per Acre verkauft werden, nicht aber zum Ackerbau, zur Viehzucht oder zu verwandten Betrieben. Da in Alaska kein Getreide gedeiht und günstigenfalls nur kleine Kartoffelernten oder Gemüsesorten in Frage kommen, so ist das Verbot nicht allzu drückend.

Der Charakter einer Alaskafahrt gleicht einer norwegischen Nordlandstour, nur daß dort drüben alle Maße größer, die Kulturersehnungen weniger zahlreich als in Europa sind. Kahle Berge und Inseln kommen an dieser Nordwestecke Nordamerikas nicht vor, vielmehr sind die Berge, welche Höhen von über 6000 m erreichen, unterhalb ihrer Schneegrenze noch von dichtem Urwald bedeckt, dessen Hauptbestandteile Weißfichten, Pechtannen, Föhren, Zedern, Espen, Pappeln, Birken und Erlen bilden.

Die indianischen Ureinwohner von Alaska — in den nördlicheren Gegenden wohnen Eskimostämme — haben in den Küstenstrichen bereits europäische Tracht angenommen, ihre Frauen hüllen sich in Shawls und Decken ein. Gegen Sonnenbrand und Wasserreflex schwärzen sich beide Geschlechter das Gesicht mit einem Gemisch von Ruß und Seehundsöl. Im Inneren des Landes besteht die Tracht der Indianer noch heute aus zusammengenähten Tierfellen oder Häuten, wobei u. a. auch die bis auf den Flaum gerupften Adlerhäute, von denen 30 zu einem Anzug nötig sind, benutzt werden. Der Indianer siedelt sich gern in der Nähe der Weißen an, da er einen regen Handelsinn besitzt, und zwar nimmt er dabei, wie alle Halbwilden, viel schneller und leichter die Laster als die Tugenden der weißen Männer an. Im Sommer weilt der Indianer meist außerhalb des Dorfes, auf Fischfang und Jagd, um den Winterbedarf an getrockneten Fischen einzuthun und Pelze zu erbeuten, deren Erlös die übrigen Lebensbedürfnisse deckt. Infolgedessen sieht man in Port Wrangel, Suneau und Sitka fast nur alte Weiber, Mütter mit Säuglingen und Kinder.

Vom Fischreichtum in Alaska ist an einer andern Stelle die Rede gewesen. Vom Reichtum an Vögeln konnten wir uns im Frederik-Sund einen Begriff machen, als sich plötzlich der Himmel verfinsterte und wir die Befürchtung aussprachen, wir würden einen Sturm bekommen. Kapitän Caroll beruhigte uns und sagte: „Das sind nichts als Vögel, die in einer Minute vorüber geflogen sein werden.“ Und so war es. Im Handumdrehen waren sie am Horizonte verschwunden und ein tiefblauer Himmel lächelte wieder über dem auf einen Augenblick verdunkelten „Teufelsdaumen“.

Die alaskanischen Hauptstädte.

Juneau,

gegenüber der Insel Douglas, auf welcher sich die größte Quarzmühle der Welt befindet, machte schon 1893 den Eindruck eines ausblühenden Städtewesens, in welchem das Leben frischer pulsiert als in den früher genannten Städten und Niederlassungen. Im Jahre 1897 ist es stark in die Höhe gekommen, da der Bedarf an Lebensmitteln und anderen Importen enorm gestiegen ist, wovon ein gutes Teil auf die Händler in Juneau entfällt.

Während der russischen Herrschaft über Alaska war das Aufsuchen von Orten, wo Erdmetalle vermutet wurden, im Interesse der Russisch-amerikanischen Pelz-Kompanie, die ein ausschließliches Jagd- und Handelsrecht besaß, strikte verboten. Solange aber der Prospector nicht für eigenen Gewinn arbeiten konnte, hatte er keine Veranlassung, sich Gefahren, Entbehrungen und Geldopfer aller Art aufzuerlegen. Diese Engherzigkeit ging so weit, daß eines schönen Tages ein Jäger, der ein Stück mit Gold durchsetzten Quarzes gefunden, nach Sitka mitgebracht und dem Gouverneur zum Geschenk gemacht hatte, für diese Aufmerksamkeit nicht mit Dankesworten, sondern mit einer Tracht von 40 Streichen abgelohnt wurde. Als nun das Jahr 1867 in dieser Beziehung Wandel geschaffen hatte, erwachte der speziell amerikanische Sinn für Goldsucherei. An allen Ecken und Enden des Landes Alaska regte es sich und in sonst stillen und unbegangenen Thälern hallte



Tuneau.

es wieder vom Ränge der im Feuer gehärteten stählernen Spitzart, welche der Prospector auf allen erdenkbaren Steinarten auffallen ließ, während der Rauch eines am Flusse aufsteigenden Feuers ferner Wohnenden Kunde davon gab, daß jemand auf der Suche nach Gold oder Silber sich befinde.

Trotzdem dauerte es nach vielen vergeblichen Versuchen bis zum Jahre 1880, bevor zwei wagemutige Prospectors Joseph Juneau und R. T. Harris die Gouvernementshauptstadt Sitka in einem kleinen Rahn verließen, begleitet von zwei Indianern und versehen mit einem für mehrere Monate reichenden Vorrat von Lebensmitteln. Sie fuhren nun der Küste im Gastineaukanal entlang, bis sie an einen schmalen Streifen gelangten, bezüglich dessen ihnen die Aussichten günstig zu sein schienen. Nun drangen sie bis zum Ende dieses Beckens vor bis ungefähr 4 Meilen von seiner Mündung und daselbst stießen sie auf groben Sand, der mit Edelmetall stark durchsetzt war und auf welcher sie sofort eine Claim (Mutung) und Anspruch auf Besitzergreifung nahmen. Die kleine Bucht nannten sie „Goldbucht“ und das Becken „Silberbogenbecken“ (Silver Bow Basin).

Auf diesem Plage, wo sich heute ein äußerst lukratives Bergwerk befindet, baute Juneau das erste Blockhaus auf, und so ward der Grundstein zur Stadt Juneau gelegt. Herr Juneau ist ein Neffe des Herrn Juneau, der im Jahre 1835 die von Deutschen so stark bewohnte Stadt Milwaukee (mit gegenwärtig 210 000 Einwohnern) gegründet hat. Auf demselben Grund und Boden, wo das erste Blockhaus stand, befindet sich heute das Gold- und Silbergeschäft von Valentine, in dem man preiswürdige Kuriositäten von Indianern und andere Artikel einkaufen kann. Die Stadt Juneau hat fünf Kirchen und ebenso viel Schulen, zwanzig Verkaufshäuser, Schuster, Schmiede, Schreiner, Barbieri und Vertreter anderer Gewerbe in Abundanz. Die Anwesenheit von fünf Doktoren und sieben Rechtskundigen zeigt, daß auch gebildete Elemente reichlicher daselbst vertreten sind, als an anderen Orten in Alaska.

Daneben giebt es eine Anzahl von Musikbanden, Vergnügungslokalen und Kneipen (sogenannte Saloons), sowie große Frachtunternehmer und Spediteure aller Art.

Juneau ist die am stärksten bevölkerte Stadt in Südalaska. Die jetzige Einwohnerzahl einschließlich der Durchreisenden beträgt etwa 3000. In den Stores der Kaufleute findet man alle Sorten Pelzwerk, wie Seeotter, Seehund, Otter, Biber, Moschusratte, Fuchs u. Auch bekommt man daselbst die berühmten Chilkatdecken, die von den Chilkatindianern angefertigt werden. Eine Viertelstunde nördlich von Juneau liegt ein interessantes Dorf der Aufindianer mit merkwürdigen kleinen Hütten und Begräbnisplätzen. In den Mauern Juneaus trifft der Prospector bis aufs kleinste alles an, was er zu seiner Ausrüstung braucht. In keiner Stadt wird man über alles, was im Innern der großen nordischen Halbinsel vorgeht, so zuverlässig und bis zu den letzten Daten gehend informiert, wie in Juneau. Es ist die eigentliche Wiege der gesamten Bergwerksbewegung für Gold und Silber und kann von dieser führenden Stellung so leicht nicht verdrängt werden.

Wenn die wohlsituierten Familien aus San Francisco ihre Vergnügungstour nach Juneau und Sitka machen, so geben sich die Damen gerne der Hoffnung hin, in Juneau, welches direkte Verbindung mit den jagdtreibenden Indianern unterhält, billige Seehundsfelle erstehen zu können. Aber dem ist nicht so, der Händler nennt ihnen einen Standard-Preis, der höher ist, als die Damen erwartet haben. Der Grund ist einfach der, daß die echten Seals in London durch die Auktion die denkbar höchsten Preise erzielen, und deshalb hat es der Händler in Juneau nicht nötig, seine Ware unter Preis abzugeben.

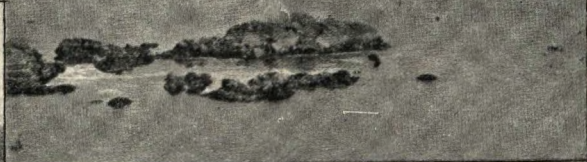
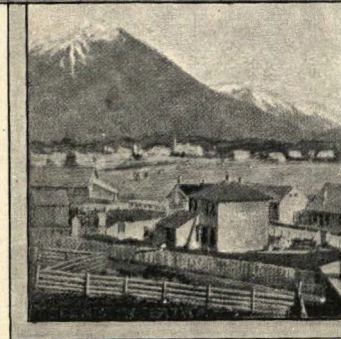
Liebhaber von Kuriositäten erstehen solche auch preiswürdig in Martins Store. Besonders beliebt sind silberne, sowie auch goldene Löffel aus 18karätigem Gold mit Erinnerungszeichen an den Muir-Gletscher, den Alaska-Seehund und die hervorragendsten Städte im Pugetsund.

Sitka*),

Gouvernementshauptstadt, früher Neu-Archangel, ist überaus reizend und romantisch gelegen an einer mit kleinen grünen Inseln übersäten Bucht, die von einer imposanten Kette schneebedeckter Berge, unter denen sich ein erloschener Krater befindet, umsäumt wird.

Die Stadt Sitka besteht nur aus einer einzigen breiten Straße, die, eine Meile lang, bis zum Indian River, am Fuße des reich bewaldeten Berges Verstova hinführt. Am Ende der Straße befindet sich das alte Schloß des ehemaligen Gouverneurs Baranoff, mit den kostbarsten schwerseidenen Tapeten, die heute, von Schimmel überzogen, an den Wänden herunterhängen. Durch zerbrochene Fenster säufelt die vom Meer kommende Abendbrise in den grandiosen Speisesaal hinein, in dem Baranoff, unter Entfaltung aller erdenklichen Pracht und nach dem Vorbilde asiatischer Satrapen, die Großen, scilicet Offiziere und Beamten seines Aaskareiches zum Sonntagsdiner versammelte und im Namen Sr. Majestät des Kaisers aller Rußen bewirtete. In diesem Schlosse herrschte die Devise: „Morgen wieder lustig.“ Fabelhafte Erzählungen kursieren über die königliche Erscheinung der ebenso schönen wie geistreichen Gouvernense Baronesse Wrangel, über die Baronesse Kupreanoff und eine unter einem bösen Stern zur Welt gekommene Nichte des Barons Romanoff. Sie wollte sich unstandesgemäß, nach der Wahl ihres Herzens, verheiraten und wurde deshalb zwangsweise nach Neu-Archangel in die Verbannung zweiter Klasse (ein wenig gelinder als Sibirien) mitgenommen. Als sie nun wider ihren Willen einen russischen Edelmann heiraten sollte, verschwand sie von der Hochzeitstafel, und nach langem Suchen fand man sie in einem entlegenen Zimmer des Gouvernementsschlosses entseelt auf dem Boden, ohne daß es festgestellt werden konnte, ob sie mittels gedungener Mörder das Leben eingebüßt hatte oder ob sie freiwillig in den Tod gegangen war.

*) Die Sprachwurzel Sif im Worte Sitka hängt mit „Eis“ zusammen. Die Mameluken sagen für Eis „Sefo“, die grönländischen Eskimos „Sitto“.



Straße in Fort Wrangel.
Indianerboof. Stadt Juneau.

Gletscherbucht.
Sitka-Bucht. Muir-Gletscher.

Straße in Juneau.
Dampfer 'Queen'. Griech.-kathol. Kirche in Sitka.

In denselben Räumen weilte auch einst die 80 jährige Witwe des Nordpolfahrers Franklin, um mancherlei Nachrichten über ihren verschollenen Gatten zu sammeln. In der Nähe der Kirche zeigt man den sogenannten „Eugenblock“, einen weit in das Meer hineinragenden Felsen, auf dem Gouverneur Baranoff zu sitzen pflegte, um den Untergang des Sonnenballes im Pacific zu bewundern.

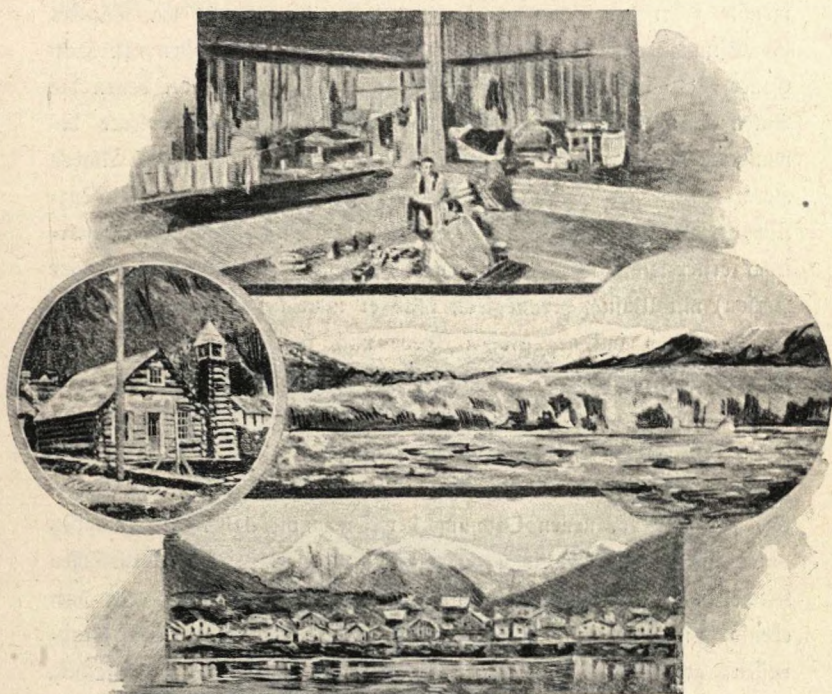
Wenn die fünfte Abendstunde gekommen war, wo der Brave in sich geht und daran denkt, wo man einen „guten“ schenkt, verfügte sich Baranoff, der nicht wie die späteren Yankees Strafgesetze für Kaufleute, „die an Weiße oder Indianer gebranntes Wasser abgeben“, eingeführt hatte, nach diesem seinem Lieblingsplätzchen am Meer und gedachte wehmütig der verflossenen Zeiten, wo er in Sibirien zuerst ein kleiner und dann ein großer Kaufmann gewesen war. Dort füllte ihm sein Diener das sagenhafte Glas, welches im Ethnographischen Museum zu Sitta noch heute gezeigt wird, zum ersten Male mit petnatchit copla (fünfzig Tropfen) an. In Wirklichkeit aber war es ein guter halber Becher geistigen Getränkes vom Cognac fine Champagne bis zum einfachen Kymmel de Riga.

War dann das Rezept mehreremal gründlich wiederholt worden, so geleitete der getreue Diener den von feuchten Niederschlägen Umnebelten in das fürstlich eingerichtete Schloß zurück. So flossen die Tage im eisumgürteten Sitta-Thule ein Jahr um das andere dahin, bis endlich der Ultimo sich einstellte, von dem die Chronik bezüglich des „alten Bechers“ vermeldet: „Und er trank keinen Tropfen mehr!“

Daß sich auf einem an historischen Erinnerungen so reichen Fleckchen Erde, auf dem sich so viele tragische Ereignisse abgespielt haben, eine Menge Geistergeschichten, in denen katholische und indianische Sagen eine Verbrüderung feiern, ankrystallisiert haben, liegt auf der Hand.

Die Spaziergänge in der Nähe von Sitta, wo man neben murmelnden Bächen und stolzen Cedernwäldern belebte indianische Niederlassungen antrifft (Indian Native Village), sind um so erfrischender, als daselbst ein für die hohe nördliche Lage der Stadt auffallend mildes Klima herrscht. Der Kuro Siwo oder japanische Golfstrom

hat zur Folge, daß in Sitka, der Hauptstadt von Alaska, im Sommer eine Durchschnittstemperatur von 10° Reaumur herrscht, während in den Meuten das Thermometer selten mehr fällt als 12° unter Null. Dagegen sind die Niederschläge sehr beträchtlich. Der heute er-



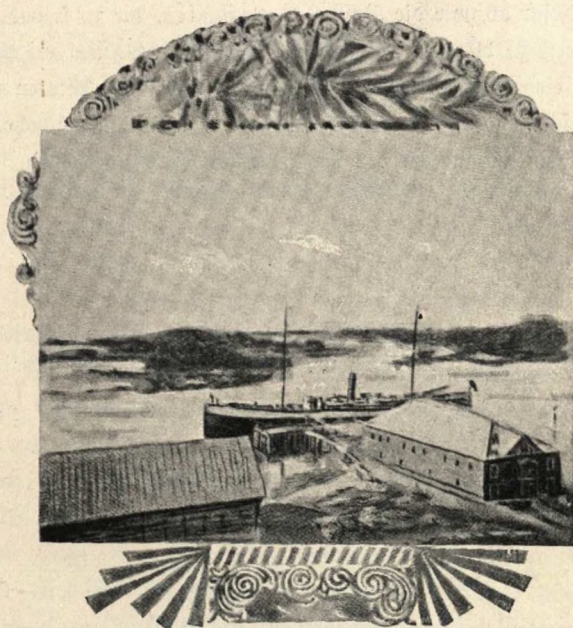
Innere des Hauses eines Indianers in Sitka.
 Blockkirche in Juneau.
 Indianerviertel der Stadt Sitka.

loschene Vulkan Mount Edgumbe (3000 Fuß) hat im Jahre 1866 zum letzten Male Eruptionen gehabt, und mag auch dieser Umstand das Seinige dazu beigetragen haben, daß Fürst Naksutoff die bekannten Verkaufsverhandlungen mit dem Staatssekretär Seward in Washington aufs eifrigste betrieb.

Mit dem alten Sitka in seiner Glanzperiode zur russischen Zeit am Ende der fünfziger Jahre kann das heutige Sitka nicht verglichen werden. Die heute noch vorhandenen 1200 Einwohner treiben einen kleinen Handel mit Kuriositäten und Pelzwerk. Während der Sommermonate fährt der Dampfer „Queen“ sechs- bis achtmal von Tacoma bis Sitka und werden hier zum Amusement der Touristen allerhand Canoe-Wettfahrten und Tanzaufführungen veranstaltet, bei denen die Autochthonen „Princeß Tom“ und „Sitka Jack“ ihre Talente bewundern lassen. Darüber berichtet dann ausführlich „The Alaska Herald“, den der Holländer Herr Walter B. Porter, der die Präsenzliste der Passagiere der „Queen“ jedesmal pflichtschuldigst als Schwertfeger erster Klasse (Seher, Drucker, Redakteur und Colporteur in einer Person) mit Umsicht herausgiebt, falls er nicht inzwischen sein Bündel geschnürt und sich am großen Move nach dem Eldorado Creek am Klondyke beteiligt hat.

Die Stadt Sitka ist, obwohl viel schwächer bevölkert als Juneau, wie bereits erwähnt, Sitz der amerikanischen Gouvernementsregierung mit dem jetzigen Gouverneur Herrn James Sheafley an der Spitze. Sie war vor der neuen Ordnung der Dinge bis 1867 der Hauptsitz der russischen Suprematie und der Hauptplatz der griechisch-katholischen Kirche in Russisch-Amerika. Sitka wurde im Jahre 1804 von dem ebenso gutmütigen als willensstarken Alexander Baranoff, einem Nordrussen, gegründet. Der Zar Alexander I. hatte diesem einfachen, aber höchst praktischen Manne die Ehrenstellung eines Gouverneurs von Alaska übertragen. Fürst Baranoff ließ auf dem Platze, auf dem das heutige Sitka steht, im Jahre 1799 ein russisches Fort erbauen, was nicht verhinderte, daß drei Jahre später daselbst ein Aufstand ausbrach, infolgedessen der größte Teil der Besatzung niedergemetzelt wurde. Baranoff kam im Jahre 1804 mit erhöhten Streitkräften zurück und baute ein zweites Fort, das er, weil der Erzengel Gabriel, unter dessen Schutz das erste Fort aufgebaut worden war, dem in ihn gesetzten Vertrauen so schlecht entsprochen hatte, unter den Schutz des Erzengels Michael stellte. Und siehe da, die Ansiedelung, die auf den

Namen Neu-Archangel umgetauft wurde, nahm zu an Bedeutung und an Wohlfahrt, so daß 1832 Baron Wrangel Veranlassung nahm, den Sitz des russischen Gouvernements von St. Paul auf der Radiansinsel weiter nach dem Süden, nach dem heutigen Sitka, eine Art nordisches Venedig, zu verlegen.



Landestelle des Dampfers in Sitka.

Aber wie alles hienieden dem Wechsel unterworfen ist, so folgte auf diese Periode der Blüte und des kommerziellen Aufschwunges die des Verfalles — diesem Schema begegnet man in allen auf Alaska Bezug habenden Schöpfungen — und von dem unter Baranoffs Regiment erbauten Schloß, dem Hafendamm, dem Rennplatz und dem Klubhaus sind heute nichts als Trümmer übrig geblieben. Die einzige Schöpfung, die dem Zahn der Zeit widerstanden hat, ist die griechisch-katholische Kirche. Ihr Außeres weist keinen besonders schönen Anblick auf, aber ihr Inneres ist reich an Gemälden, gestickten Kirchen-

gewändern, silbernen und goldenen Kandelabern und geschnitten Kunstwerken aus Elfenbein.

Ölgemälde der ersten Meister, darunter eine Madonna mit dem Kind und ein Abendmahl nach Leonardo da Vinci, geschnittene Altäre mit eingelegten Arbeiten aus Gold, Silber und Edelsteinen legen Zeugnis dafür ab, wie die Russen es verstanden, die zu kolonisierenden Unterthanen zu blenden. Thatsächlich haben die Russen auf den Aleuten das eingeborene Element total aufgesaugt. Die Aleuten sprechen alle russisch, und in 10—20 Jahren werden alle Ureinwohner ausgestorben sein zu gunsten der nachgeborenen Mischlingsrassen.

Die Gletscherbucht (Glacier Bay) und der Muir-Gletscher.

Die Gletscherbai, nördlich von Sitta, bildete den Abschluß und das Paradestück des ganzen Reiseprogramms. Zahlreiche Walfische wurden hier sichtbar, und die im Wasser treibenden Eisberge nahmen an Zahl und Größe schnell zu, je mehr wir uns der Bai näherten, welche 30 Meilen lang ist und sich allmählich von 12 auf 3 Meilen Breite verengt. Von den fünf großen Gletschern, welche in die Bucht münden, liegt der bedeutendste, der mächtige Muir-Gletscher, ganz am Ende der Bai, und der Dampfer fährt bis auf eine Entfernung von etwa einem Kilometer an die hohe Eiswand heran, welche 200 bis 300 Fuß über den Wasserspiegel und ca. 800 Fuß tief unter denselben bis zum Meeresboden reicht und an der Mündung etwa drei Kilometer lang ist. Der 350 englische Quadratmeilen bedeckende Gletscher wird aus 26 zusammenströmenden Eisflüssen geformt und bildet bei seinem Austritt aus den Bergen eine fünf Kilometer breite, leicht gewölbte Masse, die sich in der Nähe des Absturzes in die wundervollsten Rißformen auflöst. Das enorme Gewicht der vor-drängenden Eismasse läßt den Gletscher täglich etwa 7 Fuß an den Seiten und bis 40 Fuß in der Mitte vorrücken. Teilweise erfolgt der Absturz ins Meer in Form schneeartiger, bröckelnder Lawinen, meist aber lösen sich die Eisblöcke vom Gletscher in großen, bis über 200 Fuß langen Pfeilern ab, welche, oft ohne zu brechen, teils langsam umfallen, teils geradlinig in die Tiefe rutschen, teils, unter dem Wasser abbrechend, unter starkem Aufspritzen desselben nach oben schießen, hier sich drehen und überstürzen, bis sie ihr Gleichgewicht

erreichen und dann als neugeborene, hellblaue Eisberge langsam mit der Strömung nach Süden treiben. Donnerndes Getöse, von dem in den Eispalten erzeugten Echo vergrößert, begleitet den Absturz größerer Eismassen, der ungefähr alle fünf Minuten erfolgt. Zu Tausenden ziehen die Eisberge nach Süden, meist in kleineren Schollen, zuweilen aber auch in außerordentlich mächtigen Massen und im Abschmelzen die kuriossten Formen bildend; wir konnten z. B. mit Leichtigkeit die Umrisse von Seehunden, Schwänen u. s. w. in den Eisblöcken herausfinden. Als Vancouver 1794 die Bai besuchte, fand er sie durch den Eiswall des Gletschers vollkommen geschlossen; dieser ist also binnen 100 Jahren schon um 50 Kilometer zurückgegangen.

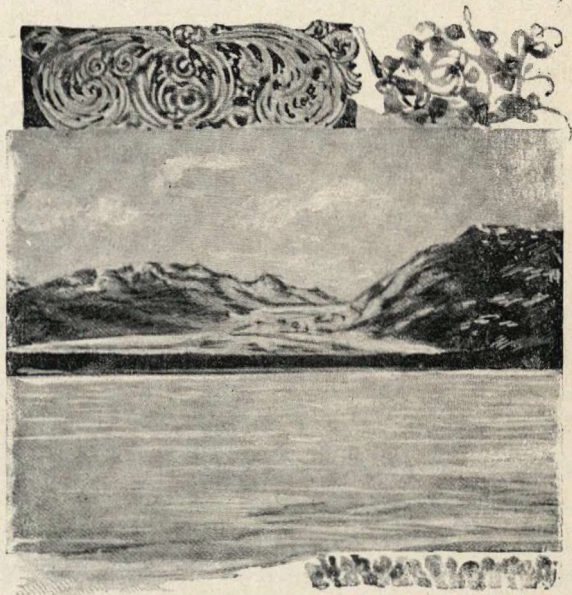
Ein Besuch auf der Oberfläche des Gletschers selbst gab der Reisegesellschaft erst den rechten Begriff von seiner Ausdehnung. Von hier aus genießt man auch einen prächtigen Rundblick, besonders auf die im Westen sich bis zu 15 000 Fuß erhebenden Schneeberge der scharf gezackten Fair-weather-Kette, von der man vier, durch Gletscher und Wolkenschichten getrennte Züge hintereinander aufsteigen sieht. Alaska besitzt überhaupt die höchsten, bislang noch vielfach unerforschten Berge ganz Nordamerikas, von denen nach bisherigen Messungen bezw. Schätzungen der weiter nördlich gelegene Mount Logan mit 19 000 Fuß obenan steht. Da der Dampfer vier Stunden lang in der Gletscherbai liegen blieb, so hatten wir genügend Zeit, das wunder-volle Schauspiel mit Muße zu genießen, und der Himmel spendete uns dazu den sonnigsten Tag unserer ganzen Reise.

Bei der Einfahrt in die „Gletscherbucht“ hatten wir spiegelblanke See, und kein Blöckchen Eis unterbrach mit seinem blendenden Schimmer die tiefblaue Wasserfläche. Wir gingen zu Bette. Mitten in der Nacht wurde ich wach durch ein leichtes Pochen und Knistern, verbunden mit temporärem Stampfen, wie wenn Meereswogen sich hoch aufstürmen, die bei stürmischer Ozeanfahrt das Schiff in allen Fugen erzittern lassen. Das konnte es aber nicht sein, denn die „Queen“ ging ohne wesentliche Erschütterung gleichmäßig eben voran. Nun folgte ein gewaltiger Ruck und Stoß, die Maschine steht plötzlich still, und jeder



Der Dampfer „Queen“ in der Gletscherbucht.

Passagier, einen Unfall oder ein Auslaufen auf ein Riff vermutend und befürchtend, wirft sich in primitive Toilette und stürzt hinauf aufs Sturmdeck. Gigantisch ist der Anblick, der sich da dem trunkenen Auge in einer neuen Welt der Erstarrung, von hell schimmerndem Weiß, durchsetzt mit blauen und grünlichen Spiegelungen, darbietet. Soweit man sehen kann, erblickt man nichts als Moränengletscher und schwimmende Eisblöcke, die letzteren von sehr verschiedenem Kaliber. Vorsichtig und



Der Davidson-Gletscher.

langsam windet sich die „Queen“ hindurch. Legt sich ein gewaltiger Knabe gar zu unverschämt vor sie mitten in den Weg hin, so macht sie eine standesgemäße Verbeugung und verzichtet darauf, mit dem Kopfe durch die Eiswand zu gehen. Sie stoppt, nimmt den Hut in die Hand und wartet, bis Se. Majestät der Riese Goliath sich langsam an ihren Schiffswänden vorbeigedrückt hat. Dann kommt zur Abwechslung eine Stelle, wo das Eis nur einen halben Fuß dick ist, und solche Bagatellen werden spielend durchschnitten, so leicht wie eine starke Rundsäge ein schwaches Brett aus Fichtenholz durch-



Touristen auf dem Muir-Gletscher.

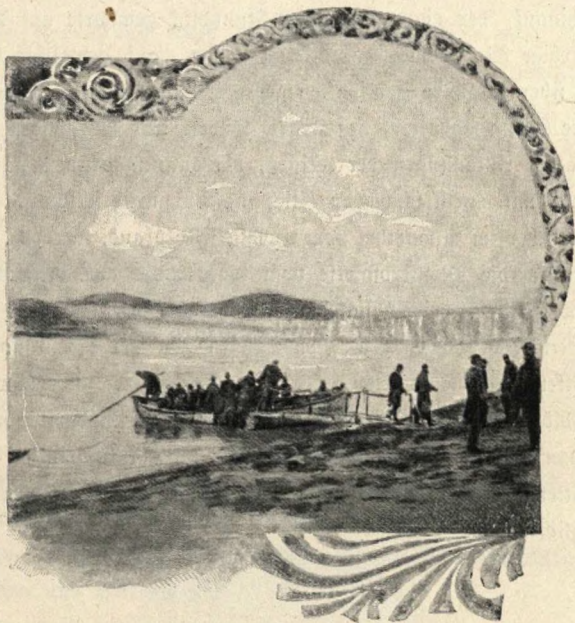
spaltet. Besonders interessant sind bei diesem Prozesse die akustischen Wirkungen. Es ist, als ob aus einer unsichtbaren Geisterwelt Klagelieder erschallen, bald dumpf und tief, wie aus Grabeßnacht, bald hell und hoch, wie Harmonie der Sphären. Wunderlieblich ist das Bild, wo am Saume der Moränen einsame Fichten und Erlen sich aus dem steinigen und kalten Boden einen grün gezeichneten Weg ins Freie gebahnt haben, eine lebendige Illustration zu den sich einander



Gletscherspalten
am Muir-Gletscher.

hassenden Naturkräften, von denen immer die eine auf den Untergang der andern bedacht ist. Je mehr man sich dem Riesengebirge der Muirgletscher nähert, desto gewaltiger wird das Krachen und Stampfen der Eisblöcke, die aus einer Höhe von 160—200 Fuß in das Wasser hinuntergleiten. Mächtige Steine mit schwerem Anhängsel von Sand kollern nach. Dazwischen windet sich, um das Bild zu variieren, ein ganzer Gletscherbach aus einer Eispalte heraus, hört aber nach einigen Minuten auf zu rauschen, und nun tritt auf kurze Zeit Totenstille wieder ein, welche die Seele des Beschauenden in eine weihevollte Stimmung versetzt.

An einer günstigen Stelle nahe beim Gletscher, in möglichst eisfreiem Wasser, ließ die „Queen“ ihre Anker herunterrasseln und setzte die Passagiere in Booten ans Land. *) Dort, wo eine große Moräne liegt, erfolgte der Aufstieg zum Muirgletscher. Die Moränen wurden durch Schuttkegelinseln, zwischen den Bächen und Steinhäufen, von denen einige eine Meile auf die Fläche vorgeschoben waren, deutlich bezeichnet.



Gigantische Felsblöcke lagen dicht auf dem Gletscher, und seine mittlere und Seitenmoräne ließ sich leicht verfolgen. Gut ausgewachsene

*) Wenn der Bergnütigungsdampfer „The Queen“ in Juneau oder auf Douglas Island oder am Muir-Gletscher in Sicht kommt, so pflanzen sich die Indianerweiber in einer langen Kette in der Nähe der Landungsbrücke auf und bieten „Alaska-Körbe“, Adlerbälge, silberne Löffel mit Indianergravierungen und andere Gegenstände zum Verkauf aus. (S. Abbildung auf S. 74.) Hier ist dem Reisenden dann Gelegenheit geboten, seine mehr oder minder großen Kenntnisse in der Chinooksprache anzubringen.

Fichten, wie weiter unten am Festlande, kamen nun nicht mehr vor, aber trotzdem ließ es sich ab und zu ein junger Schößling nicht nehmen, dem ihn schier erdrückenden Felsenrand ein Paroli zu bieten, indem er sich auf denjenigen Schein seiner Existenzberechtigung steifte, den ihm ein zufällig auf die erdige Stelle gefallenes Samenkorn ausgestellt hatte. Mächtige Eisspalten, die weit und tief aufgähnten, verhinderten uns am weiteren Vordringen. Wir krabbelten auf einen freiliegenden Hügel hinauf, der einen herrlichen Rundblick gewährte auf die ultramarinfarbige Wasserbucht zu unseren Füßen, auf gewaltige Eisblöcke, die sich über klaffende Felspalten gelagert haben und auf ihnen gleichsam ihre Siesta abhalten, auf Regel, Türme und Pyramiden von Eis, die in allen Abtönungen der weißen, blauen und grünen Farbe, mitunter auch mit einem schwachen Stich ins Purpurne schillern. Wer den Aletschgletscher im Rhonethal vom Hotel Bellalp aus, wer den Theodulgletscher und die Monterosafette vom Gornergrat aus bewundert hat, genoß zweifellos einen Anblick, der mit dem des Muirgletschers in Wettbewerb eintreten darf. Aber was diesen von der Natur so fürstlich ausgestatteten beiden Punkten fehlt, ist der große und so verschwenderisch mit Eisblöcken vollgepfropfte See, ist ein in einer Viertelstunde erreichbares Dampfboot, mit allem Komfort und allen kulinarischen Genüssen ausgestattet, für die man in so hohen arktischen Regionen doppelt empfänglich ist. ⁵⁾



Am Muir-Gletscher.

Die Reise nach dem Yukonstrom.

Die Ausrüstung eines Bergmannes zur Reise nach den Goldfeldern in Alaska wird am besten in San Francisco, außerdem aber in der Hafenstadt Victoria auf Vancouver Island und auch ebenso gut in Juneau bewerkstelligt und besteht aus den bekannten Haugerätschaften, Axt, aus starken Gummistiefeln, aus einem Revolver, einer Partie Quecksilber zum Goldscheiden und Lebensmitteln für drei Monate.



Ausbruch zur Reise.

Alle diese Sachen zusammen wiegen 300—350 Pfund. Sie werden bis Chilkat am Lynnkanal per Dampfer befördert.

Der Hauptdampfer, dessen Ausgangspunkt San Francisco ist, legt in Tacoma und Victoria an.

Der Preis des Deckplatzes von Victoria bis Juneau (900 Meilen) beträgt		30 Dollars
Von Juneau bis Chilkat, am Fuße des imposanten Davidsongletschers (90 Meilen)		10 "
Dazu kommt die obenerwähnte Ausrüstung		110 "
		<hr/> 150 Dollars

Wünschenswert ist außerdem noch die Anschaffung einer Jagdbüchse, um vorkommenden Falles einem Bären oder einem Rentiere das Lebenslicht ausblasen zu können und frisches Fleisch zu haben,

auf welches der Reisende von Chilkat ab meist Verzicht leisten muß. Die 85 Meilen lange Strecke von Juneau bis Pyramid-Hafen beziehentlich Chilkat, etwas weiter in der Bucht nach Norden, wird per Botsdampfer zurückgelegt. Von Chilkat an nimmt das beschwerliche Schleppen des Gepäcks seinen Anfang, jedoch wird dasselbe von dienstbereiten Indianern zu mäßigen Preisen bewerkstelligt. Eine Stunde oberhalb von Chilkat liegt die Missionsstation Heines, wo ein Herr Dickinson eine Niederlassung besitzt und in dessen Store man ebenfalls alle nötigen Ausrüstungsgegenstände zu zivilen Preisen kaufen kann. Zwei Stunden weiter an einem kleinen Flüschen, welches sich in den Hynn-Kanal ergießt, liegt Haley's Haus, gewissermaßen als letztes Farewell von der zivilisierten Welt.

Von nun an beginnt die mühsame Besteigung des 3500 Fuß hohen Chilkutpasses, der auf dem Gipfel baumlos ist und dessen Überschreitung auf steilem Felsgeröll schon manchem Wanderer den Ruf entlockt hat: „Ach wär' ich zu Hause geblieben!“

Seit einiger Zeit ist man dabei, den Fährnissen und den Mühseligkeiten beim Überschreiten dieses bösen Passes, in dem schon mancher ohne Gold Zurückkehrende vor Erschöpfung sein Grab gefunden hat, die Spitze zu bieten. Man ebnet die Wege eines anderen Passes, der 10 Meilen weiter südlich liegt und den Vorzug hat, leichter zugänglich sowie auch um 1000 Fuß niedriger zu sein. Es ist der „Weiße Paß“, und Heißsporne träumen bereits von einer im Jahre 1898 über denselben anzulegenden Eisenbahn.

Die Fertigstellung eines praktikablen Weges über den „Weißen Paß“ ist in den Monaten Juni und Juli mit Hochdruck durch eine neu gebildete Gesellschaft, „The British Yukon Company“, betrieben worden, und in den ersten Tagen des August 1897 konnte nach Europa telegraphiert werden, daß drei Reiter in einem Tage die Strecke von dem Punkte aus, wo der Yukon schiffbar ist, bis nach der Skaguabucht (auch Shagway Bay genannt) zurückgelegt haben.

Nach einer Reise von 25 Meilen ab Chilkat gelangt man auf die Paßhöhe des Chilkutpasses, der die Grenze zwischen den Vereinigten



Lagerplatz am Yukon.

Staaten und Britisch-Columbia bildet, und heißt es den letzten Nachrichten aus Ende Juli 1897 zufolge, daß die canadische Regierung daselbst eine Zollstation anlegen will. Dann geht es hinab an den Lindemann-See, der von starken Bäumen umsäumt ist. Hier zimmert sich der Bergmann unter Mitwirkung seiner indianischen Träger ein Boot oder ein Floß zurecht, auf dem er in das Zukonflußgebiet vorzudringen willens ist. Ein halbes Duzend größere und kleinere Flüsse werden so successiv genommen, bis man endlich an den Hootalingua River gelangt, wo vor 10 Jahren für die meisten Prospector's die Wanderung ihr Ende gefunden hatte. Die Goldwäscherei ist aber daselbst nicht mehr ausgiebig genug, und so heißt es für den Goldsucher: „Stehe auf und wandere.“

Die Namen der Seen, die nacheinander passiert werden müssen, sind der Bennetsee, der Tagishsee und der Marsh- oder Schlammsee. Das erste wesentliche Hindernis auf der Reise bietet Station Miles Canyon ungefähr 15 Meilen unterhalb des Schlammsees. An dieser Stelle stößt man auf eine sehr lebhafte Stromschnelle und um nicht Gefahr zu laufen, mit dem Boote umzutippen und alle Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel in den reißenden Strom fallen zu sehen, steigen die meisten Prospector's aus und lassen sich das Gepäck $\frac{1}{3}$ Meile weit tragen. Das gleiche Hindernis wiederholt sich an der „Schimmelschnelle“ (White Horse Rapids), wo abermals Vorsicht und Umladung von nöten ist. Ist aber der Labargensee überschritten und fährt man auf dessen Ausfluß 10 Meilen weiter, so hat man im Hootalinguagebiete keine Unterbrechungen mehr zu befürchten. Darnach kommt man an den Big Salmon- und den Pellyfluß, der sich in den Zukonstrom ergießt, auf welchem man gemächlich bis zum verlassenen Fort Selfirk, von dem heute nur Ruinen sichtbar sind, weiterfährt.

Die Entfernung von Chilkat bis Fort Selfirk wird sehr verschieden angegeben. Einige sagen, es seien 340, andere 400 Meilen. Der letztere Version dürfte die richtigere sein. Von Fort Selfirk geht dann das Floß auf dem breiten Zukonstrom 40—50 Meilen bergab, bis zum Shitanda River oder wie ihn die Goldgräber getauft haben,

„40 Miles Creek“, so genannt, weil diese Schlucht angeblich von dem ebenfalls verlassenen Fort Yukon am Yukon 40 Meilen entfernt liegt. Diese Schätzung der Entfernung ist aber total falsch, da sie in Wirklichkeit mindestens 250 Meilen beträgt. Wahrscheinlich ist bei Angabe der Entfernung von 40 Meilen nicht an das nördlich gelegene Fort



Stromschnelle auf dem Hootalinguafuß.

Yukon, sondern an das südlich gelegene, jetzt verlassene Fort Reliance gedacht worden. In diesem Flußbett 20 Meilen stromabwärts giebt es dann noch einen „60 Miles Creek“, und noch weiter flußabwärts, am rechten Ufer des Yukon, liegt die berühmte und über Nacht wie durch Zauberrute entstandene Stadt Dawson City am Klondyke River. Beide Bezeichnungen sucht man vergebens auf allen bis jetzt zugänglichen Karten von Berthés, Andree, Stieler, Rand Mc Rally zc.

Sicher ist, daß dieses Eldorado zwischen dem 140° n. B. und 141° ö. L. liegt, denn die Amerikaner, die mit Zollrepressalien drohen, machen keinen Versuch in Abrede zu stellen, daß die neuen extrareichen Goldfelder in der That auf britisch-columbischem Gebiete gelegen sind. Wenn nun die Canadier ihre Absicht ausführen, in nächster Nähe der Goldfelder eine Zollstation zu errichten, welche den Verkehr mit den nordamerikanischen Staaten erschwert oder auch wenn es sich bewahrheitet, daß die canadische Regierung auf Gold eine Steuer von 10—20 Prozent (10 Prozent auf Funde im Werte von 500 Dollars wöchentlich und 20 Prozent auf solche darüber hinaus) legen will, so dürfte in den nächsten Monaten das neue Eldorado zum Schauplatz blutiger Fehden und zu erbitterten Szenen des Aufstandes wider die Staatsgewalt werden. Der hochwohlthöbliche Fiskus wird in Amerika noch mehr gehaßt als in Europa, und man wird es drüben nicht an Mitteln fehlen lassen, um das gefundene Gold zu verheimlichen und der Besteuerung zu entziehen, bezw. man wird dort, wo das menschliche Leben nicht viel mehr Wert hat, wie eine Prise Schnupftabak, eher zum Revolver greifen, als sich seines glücklich eingheimsten Goldfundes zum zehnten oder fünften Teile zu entschlagen. In dieser Beziehung verstand es die amerikanische Regierung in Washington besser als diejenige in Canada, auf die berechtigten Eigentümlichkeiten der Yankees die geziemende Rücksicht zu nehmen. Im Goldlande Alaska werden weder Steuern noch Abgaben erhoben und ist der ganze daselbst in Kraft befindliche Rechtszustand ein höchst schwankender. Es gibt kein Hypothekenbuch und keine Katasterrollen, zum wenigsten hat bis jetzt noch nicht der kleinste Gold-Claim die Bestätigung qua property erhalten.

Aber die Yankees wissen sich zu helfen. In diesem nur militärisch verwalteten Lande werden gleich wohl unter den Prospector's und Kaufleuten alle Bedingungen erfüllt, welche ein so heißes Geschäft wie das Mutungsgeschäft erheischt. Die Leute machen sich privatim ihre Gesetze und ihre Grundbücher und respektieren alles auf Treue und Glauben. Sie sind fest davon überzeugt, daß es jetzt, wo die Morgenröte einer besseren Zukunft angebrochen ist, nur mehr eine

Frage der Zeit sein kann, daß ordentliche gesetzliche Zustände eingeführt werden, daß diejenigen Leute, welche Claims erworben haben, in der Ausbeutung derselben auch geschützt werden, daß Alaska einen Staat in den Vereinigten Staaten bilden darf und daß die Pioniere, diesmal nicht des Westens, sondern des Nordens mit den allgemeinen Wahlrechten eines Vereinigten Staatenbürgers ausgestattet werden müssen.

Die Herren in Washington werden freilich zunächst abwarten, wie sich angesichts der drohenden Komplikation die britisch-columbische Regierung zu der ganzen Frage stellt, denn wenn jetzt Washington eine schlecht besoldete Beamtschaft auf den alten Feldern am 40 Miles Creek ins Leben rufen wollte, so müßte sie befürchten, daß die Träger der mit Stars und Stripes gezierten Mützen über Nacht nach Dawson City desertieren würden, um ihre Beamtenqualität mit derjenigen zu vertauschen, welche die Verpflichtung auferlegt, eine Pfanne mit Goldstaub und Goldklumpen so lange per Tag hin und her zu wenden, bis sich in derselben 50—100 Dollars als greifbares Produkt zusammengeknollt haben.

In dem neu entdeckten auf columbischem Boden belegenen Gold-distrikte betrugen im Jahre 1893 die Löhne 15—30 Dollars pro Tag; allein die Durchschnittseinnahme der meisten Goldgräber variiert zwischen 10 und 40 Dollars pro Tag.

Dabei waren die Preise der Lebensmittel folgendermaßen: Mehl 35 Dollars per 100 Pfund, Schinken 60 Cents per Pfund, Bohnen 60 Cents, Zucker 50 Cents, getrocknete Früchte 40 Cents, Butter 75 Cents. Ein Jahr früher war alles um ein Drittel billiger.

Ausgiebige und Nutzen bringende Arbeit kann nur während der fünf Sommermonate, vom April bis zum Oktober, geleistet werden, da die Flüsse für den Rest des Jahres zugefroren sind.

Vor einer sofortigen Auswanderung im Oktober oder Dezember 1897 ist unbedingt abzuraten, während Leute, die im Februar nächsten Jahres die Ausreise antreten wollen, Anfangs Mai zur besten Zeit an Ort und Stelle eintreffen. Es sollte niemand die Reise unternehmen, welcher nicht mindestens über tausend Dollars Varmittel

zu verfügen hat. Ist das der Fall, so hat er bei den zur Zeit in Kraft befindlichen und vermutlich noch steigenden Löhnen und Erträgen Aussicht, das aufgewandte Geld nach Abzug von 300 Dollars monatlicher Verpflegungsspesen in 30—40 Tagen wieder hereinzubringen und von da an täglich 15—20 Dollars rein netto zu verdienen.

Ist ein reiselustiger Europäer nicht mit so hohen Varmitteln, wie eben genannt, versehen, so bleibe er in seinem Lande und nähre sich redlich, denn die smarten Amerikaner lassen ihn sonst ebenso elend zu Grunde gehen wie Tausende von Bethörten in früheren Jahren. Die lange Reihe von Grabhügeln in den Goldgefilben am 40 Miles Creek liefert hierzu den besten Kommentar, und die Masca Mining Company ist sich dessen wohl bewußt, was sie thut, wenn sie dem Tode nahe Prospectors gratis wieder nach Hause schickt. Es erinnert diese Handlung christlicher Nächstenliebe an das noble Verfahren der Spielverwaltung in Monaco, die einem ausgerupften Opfer lieber das Fahrgeld nach Hause schenkt, als befürchten zu müssen, daß ein durch Spielverlust zur Verzweiflung getriebener Spieler durch einen Revolverchuß die Spieltische oder die spiegelblanken Parkettböden mit Blut verunreinigt.

Der Yukon.

Der über 2000 Meilen lange Hauptstrom von Oberalaska verdient unter allen Gewässern des Landes die eingehendste Beachtung. Wie man bei der Donau darüber streiten kann, ob sie bei Donau-
eschingen im Schwarzwalde oder nicht vielmehr in Graubünden entspringt, wo der Inn seinen Ursprung hat, so ließe sich auch die Behauptung aufstellen, daß die eigentlichen Quellen des Yukon bei dem auf dem Chilkatpaß, 20 Meilen nordwestlich vom Chilkutpaß, entspringenden und in den Lewis River sich ergießende Tathenafluß zu suchen sind. Wie dem auch sein mag, ob nun der Belly River oder der eben-
genannte Lewis oder der Big Salmon die eigentlichen Yukonquellen bilden, alle drei Flüsse vereinigen sich nach einem Laufe von etwa 300 Meilen zu einem großen Strome und heißen von der Stelle an, wo sich der Lewis und der Belly treffen, Yukon. Von dort bis Fort Yukon rechnet man 800 Meilen, der weitere Lauf bis Nulato ist 600 Meilen und die letzte Strecke bis zum Meere 700 Meilen lang, beziehungsweise, wenn man auf Schlitten von Nulato bis Unalakleet den Weg zurücklegt, nur 460 Meilen. Wie steht es nun mit der Zeit, die darauf verwandt werden muß, um das ganze Gebiet von Alaska mit Hilfe des Flußbettes des Yukon, von den Cojukon- und den an der Mündung wohnenden Indianern, Kwich-Pat genannt, zu durchqueren?

Wir haben zwei Wege: den von Juneau ausgehenden über den Chilkatpaß, wobei das erste kleine Stück von 25 Meilen den Reisenden die größte Beschwerde verursacht, und dann die Seen und Flußgebiete hinunter bis zum Fort Yukon (zusammen 700 Meilen) also gewissermaßen das erste Drittel. Das zweite Drittel geht bis Nulato, das

letzte Drittel bis zur Mündung. Zur Überschreitung des sehr beschwerlichen Chilkutpasses rechnet man 2—3 Tage, es kommen aber auch Fälle vor, wo 5 und 6 darauf verwandt werden müssen. Vom Vindemann=See ab, geht es gemächlich und nach Überwindung von zwei kleinen Schwierigkeiten, welche durch die Stromschnellen verursacht werden, auf Rähnen und Flößen pfeilschnell hinab. Es kommt durchaus nicht selten vor, daß Reisende per Tag 40—45 Meilen auf dem Flusse zurücklegen, streckenweise sogar am unteren Yukon 100 Meilen, wenn bei Tag und bei Nacht gefahren wird. Viele deutsche Touristen, welche im bairischen Gebirge waren und mittels eines Floßes von der Hinterriß nach Lenggries hinuntergefahren sind, wissen, wie rasch man auf einem Floße mit starkem Gefälle bergab gleitet; man kommt auf einer solchen Fahrt so rasch vorwärts, wie mit einem Kurierzug.

Dadurch erklären sich nun auch die sich so oft widersprechenden Angaben von Leuten, „die wirklich da waren“, über die Entfernungen und über die Zeit, welche sie brauchten, um vorwärts zu kommen. Manchmal sind die Prospectors von Juneau bis Forty Miles Creek 30, dann 45, dann 60 Tage unterwegs geblieben.

Im Jahre 1897 hat die „Alaska Commercial Gesellschaft“ eine Art von Dampferfahrt auf dem Yukon etabliert; es ist aber zur Zeit nichts Näheres darüber bekannt, in welchen Intervallen die Steamer laufen und wie weit. (P. S. Die Dampfer fahren einmal monatlich.)

Die direkten Segelschiffe und Dampfschiffe, welche, um dem Andränge der Goldsucher nachkommen zu können, von San Francisco aus in außerordentlichen Dienst gestellt worden sind, fahren bis an den Nortonfund nach St. Michaels (Michaelowsk) oder nach Unalakleet, welche beide Hafenplätze 100 bezw. 160 Meilen nordöstlich von der Yukonmündung entfernt sind. Auf beiden Plätzen befinden sich große Pelzlager der Alaska-Kompanie. Solange die Witterung günstig ist, kann von Unalakleet im Flußgebiete gleichen Namens der Landweg benutzt werden, bis zum großen Depotplatz Nulato. Im Winter kann dieselbe Strecke mit Hunden und Schlitten befahren werden. Der englische Reisende Frederick Whymper, ein Bruder des durch



Am Fort Yukon beobachtetes Nordlicht.

die Matterhorner Katastrophe des Jahres 1865 zu so trauriger Berühmtheit gelangte Edward Whymper, hat die genannte Strecke Unalachleet bis Nulato (170 Meilen) mit Hunden und Schlitten in 17 Tagen, den zweiten Abschnitt (von 240 Meilen) bis Nuclukajette in 13 Tagen und den letzten von 360 Meilen bis Inkon-Fort in 15 Tagen zurückgelegt, somit stromaufwärts 770 Meilen in 45 Tagen = 19 Meilen per Tag.

Ein Teil der russischen Expedition, deren Mitglied Edward Whymper war, hatte zum Zwecke wissenschaftlicher Studien von Nulato aus die Reise an den oberen Lauf des Inkon bis zum Fort Selfirk unternommen. Es waren dies die Herren Ketchum und Labarge, ein canadischer Franzose, nach welchem der Labarge-See benannt worden ist. Sie hatten diese Reise unter großen Schwierigkeiten ausgeführt und dazu zwei Monate verwandt, da der Schnee weich war und ihnen das Hundefutter ausging. Sie warteten im Fort Inkon, bis der Fluß frei geworden war, und brachen dann nach dem Fort Selfirk auf, oder, wie es früher hieß, Campell Fort. B ziemlich genau auf der Hälfte dieses 600 Meilen langen Weges liegen die im Jahre 1897 zu so großer Berühmtheit gelangten Goldfelder von Klondyke. Der Reisende Ketchum hörte 1866 am Fort Selfirk, was vor ihm schon andere konstatiert hatten, daß die ausdauernden und an Strapazen aller Art gewöhnten Indianer den Weg vom Chilkat River über den Chilkutpaß bis zum Fort Inkon in 15—20 Tagen zurückzulegen pflegen, während im Gehen minder geübte Weiße mindestens 24—30 Tage zur Zurücklegung dieser Strecke nötig haben. Gehen umgekehrt die Indianer vom Fort Inkon nach Chilkat zurück, so haben sie hierzu, weil es stromaufwärts geht, zu dieser Reise 50 Tage nötig. Weiße brauchen um die Hälfte mehr.

Über die Geologie des Inkon.

hat Herr Dall, einer der Teilnehmer der californischen Expedition von 1865 in „Sillimans amerikanischer Zeitschrift“ (Januar 1868) einige Angaben gemacht, die hier auszugsweise folgen:



Landung auf Schlitten und mit Hunden an dem oberen Inkon.

Von den Gebirgsschluchten der „Wälle“ sagt er: „Sie bestehen ganz aus azoischem Gestein, unter dem ein silbergrüner Fels von talkartigem Ansehen, aber sehr hart, vorherrscht. Quarz in Streifen, Schiefer und Quarzite sind häufig, und selten tritt neben ihnen ein Stein auf, der wie Granit aussieht, aber viel Feldspat und keinen Glimmer enthält. Die Schiefer haben gewöhnlich eine Neigung nach Nordwesten.

„Echter Granit tritt bloß einmal auf, in der Nähe des Erdpunktes der Wälle, wo er in einem Riß über den Fluß läuft und eine Stromschnelle bildet, die übrigens nicht gefährlich ist. 50 Meilen unterhalb derselben enden die Wälle, und der Tanana mündet ein. Von diesem Punkte bis zur Mündung ist der Fluß gewöhnlich breit, das rechte Ufer hoch und das linke niedrig, aber gelegentlich zeigen sich in der Ferne Berge oder am Flusse eine Klippe. Vom Ende der Wälle bis zum Cojufuk (250 Meilen) sieht man auf dem rechten Ufer der Reihe nach Konglomerate, Quarzite, Klippen von gelbem Kies, blaue talkartige Schiefer-Konglomerate, harte blaue Schiefer und quarzartiges Gestein, blaue Sandsteine und einen mattgrünen plutonischen Stein mit leicht gesprenkelten Stellen. Granit ist sehr selten und Glimmer ebenso. Am Ufer habe ich schöne Stücke Obsidian und genau oberhalb der Wälle Niagara-Kalksteine mit ihren charakteristischen Versteinerungen gefunden. Von der Flußbiegung an finden wir die folgenden Schichten: blauen Sandstein ohne Versteinerung, braunen Sandstein in Lagern von mindestens 500 Fuß Dicke, in einigen Schichten mit Pflanzenresten und selten mit Abdrücken von Mollusken. 30 Meilen unterhalb der Biegung liegt eine dünne gewundene Kohlschicht zwischen zwei schmalen Schieferlagern, welche sehr dürftige Pflanzenreste enthalten, und unter diesem tritt brauner Sandstein auf, blauen Sandstein bedeckend, der seinerseits auf blauem Schiefer liegt. Der Kohlenstreifen ist sehr kurz, zeigt sich an der äußersten Spitze einer Klippe und liegt größtenteils offen da. Die versteinerten Pflanzen sehen wie Schwämme aus. Die Kohlen sind gut und bituminös, brennen nicht zusammen und lassen graue Asche zurück. Die Schicht ist 16 Fuß breit.

„Die Sandsteine laufen 45 Meilen am Flusse fort, gewöhnlich mit einer Neigung gegen Nordwesten und stets in leichten Wellenlinien, zuweilen meilenweit ohne Unterbrechung und oft plötzlich aufhörend. Unterhalb bestehen die Felsen 300 Meilen weit aus Schiefen und Eruptivgestein von Relfenfarbe und enthalten zuweilen spatartige Mineralien. Bei der russischen Mission geht die Formation aus hartem blauen Schiefer in vulkanisches Gestein über, das von mandelförmigen und leeren Höhlungen voll ist, doch sind gewisse Teile des Felsens ganz massiv. Er ist schwarz und enthält kleine Kristalle. Von hier bis zum Meer sind die Felsblöcke meistens niedrig, und wo sie an den Fluß herantreten, bestehen sie unabänderlich aus blauem, hartem schiefrigen Sandstein oder aus sandsteinartigem Schiefer, denn der Fels geht unmerklich von dem einen in den anderen über. Diese Formation reicht bis zu St. Michael, in dessen Nähe der vorerwähnte vulkanische Stein an ihre Stelle tritt und etwa 30 Meilen an der Küste des Nortonundes hinaufläuft, wo er von hartem Schiefer und Sandstein ersetzt wird, dem ich 30 Meilen weiter bis zum Unalakleetflusse gefolgt bin. Hier geht man im Winter zum Zukon hinüber und hat man daselbst eine Tragstelle von 200 Meilen.

„Das ganze Land ist mit Überresten von Tieren der Pliocenperiode (Elephas, Ovibos moschatus) bedeckt. In der Nähe von Fort Zukon befinden sich Mergellager, bestehend aus Süßwassermuscheln, die noch in der Nachbarschaft leben. Der Kottofluß, der oberhalb Fort Zukons in den Zukon fällt, wird von den Eingeborenen wegen der ungeheuren Zahl von versteinerten Knochen, die dort existieren, mit abergläubischer Furcht betrachtet. In ähnlichem Rufe steht der Singlitalik, der sich in den Nortonfund ergießt.

„Sorgfältig untersuchte ich das Land, welches ich bereiste, nach Sündentungen auf Gletscher, fand aber keine Wirkungen, die sich solchen Einflüssen zuschreiben ließen.

„Nach dem, was ich auf der Westküste gesehen habe, muß ich meine Meinung, für die ich freilich keine Beweise habe, dahin aussprechen, daß das Gletscherfeld dieser Gebiete niemals westlich über die Felsen-

gebirge hinausgegangen sein kann, wenn auch einzelne kleine Gletscher zwischen den Ausläufern des Gebirges, die an die Küste herantreten, existiert haben und noch existieren. Findlinge, wie sie in Neu-England gewöhnlich sind, Abschleifungen und andere Zeichen der Thätigkeit von Eis habe ich gleich allen anderen Mitgliedern unserer Gesellschaft nirgends bemerkt, so aufmerksam ich mich danach umgesehen habe.“



Am Dyraflúf.

Noch einmal: Der böse Chilkutpaß. *)

Von der Stadt Dyea, wo der Dyea-Fluß in den Ynn-Kanal mündet, führt ein Weg 5 Meilen stromaufwärts und im Bette des Dyea-Flusses bis zum Eingange in die Dyea-Schlucht. Bei günstigem Wasserstande kann bis zu dieser Stelle, wo stets Raft gemacht wird, ein Boot oder Prähm mittels Seilen gezogen werden. In der Dyea-Schlucht, die 50 Fuß breit und 2 Meilen lang ist, muß auf die Wohlthat dieser Beförderungsmethode verzichtet werden.

Am Eingange der Dyea-Schlucht beginnt die eigentliche Über-schreitung des Chilkutpasses. Nach dem Betreten der Schlucht hält sich der Reisende stets rechter Hand auf der sogenannten „Indianerfährt“, welche Herr Kapitän Healy, der Besitzer des Healy-Hauses, auf seine Kosten hat verbreitern lassen. Ist die Schlucht passiert, so erweitert sich das Terrain und man befindet sich auf dem Pleasant Camp, welches seinen Namen dem Galgenhumor verdankt. Pleasant Camp oder wie Herr Belten aus Portland es im Juli 1897 getauft hat „Bei Mutter Grün“ ist nämlich in Wirklichkeit ein recht rauher Lagerplatz, aber er ist schön im Vergleiche zum später zu betretenden „Schafslager“. Auf dem Pleasant Camp findet sich noch ein schwacher Streifen von Bäumen und Sträuchern, mit deren Hilfe sich der Tourist zum letzten Male vor dem eigentlichen Aufstiege ein Feuer anmachen kann. Von Pleasant

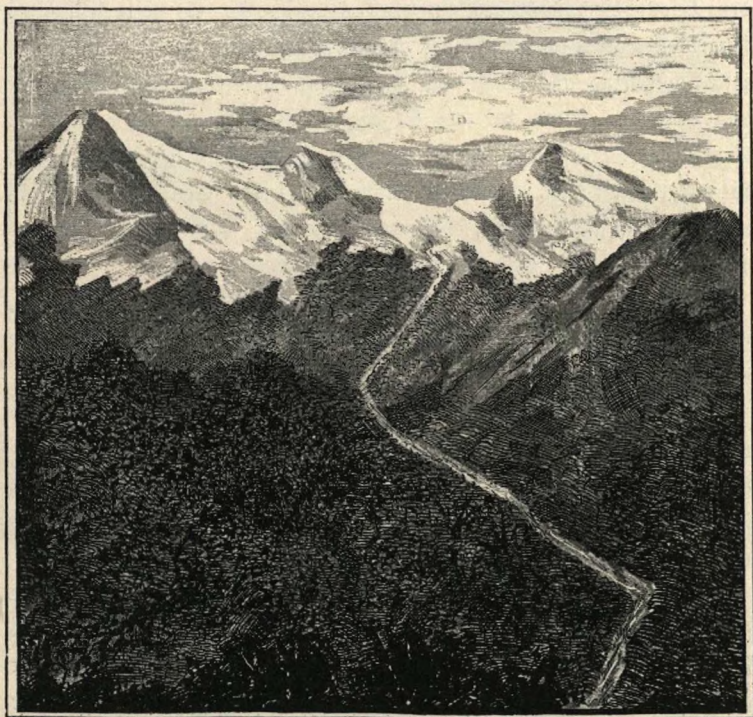
*) Obwohl der Chilkutpaß schon an einer früheren Stelle beschrieben worden ist, so glaubten wir die hier gegebene Beschreibung desselben unsern Lesern nicht vorenthalten zu sollen, weil sie ausführlicher ist und dem sich für diese Gegend Interessierenden ganz genaue Aufschlüsse über Distanz- und andere Verhältnisse liefert.

Camp geht der holperige Weg in steilen Serpentinien 3 Meilen lang bis zum „Schafslager“. Hier wird wieder große Rast gemacht. Viele Reisende nennen das „Schafslager“ „Erste Bank“ und das später zu nennende „Steinhaus“ „Zweite Bank“. Diese Etappe macht der Prospector in der Regel ein halbes Duzend mal, da er sein gesamtes aus 6—7 Bündeln von je 50 Pfund bestehendes Gepäck successive in die Höhe schaffen muß, wenn nicht genügend Indianer vorhanden sind, welche sich für die Besorgung des Gepäcks bis zum Lindemann-See früher 15, jetzt 20 Dollars per Zentner bezahlen lassen. — Vom „Schafsfeld“*) ab kann man nur sehr langsam über Felsentrümmer durch Schluchten und Kinnale bis zum „Steinhaus“ vordringen. Die Wegstrecke ist nur $1\frac{1}{2}$ Meilen lang, aber in Wirklichkeit braucht der Reisende einen vollen Tag, um sich durch dieses Hinderniß von mächtigen Felsblöcken, die $1\frac{1}{2}$ —2 Meter hoch und breit sind, hindurchzuwinden. Am Steinhaus wird wieder längere Rast gemacht, und dann kommt das letzte Stück von $\frac{1}{2}$ Meile bis auf den Gipfel. Somit beträgt die Gesamtentfernung von Dyea bis auf den 3500 Fuß hohen Paß, der zur Rechten und Linken von riesenmäßigen Eisbergen in der Höhe von 15—18 000 Fuß überragt ist, 13 Meilen. Ist das Wetter rauh und neblig, so muß oft mehrere Tage lang gewartet werden, bis sich ein heiterer Himmel zeigt. Denn nur bei heiterem Himmel kann der Paß überschritten werden. Aber auch bei schönem und sonnigem Wetter ist bei diesem letzten und stärksten Stück Arbeit große Sorgfalt anzuwenden, weil mächtige Schneelawinen den Wanderer bedrohen.

Mit $2\frac{1}{2}$ Meter langen und schwachen Stangen, am untern Ende mit stählernen Spizen versehen, sondieren die Indianer das vorliegende Terrain und finden den richtigen Weg wieder, den der auf eigene Kraft

*) An dieser Stelle hat am 18. September 1897 ein Erdrutsch stattgefunden, der das Wasser aus einem kleinen auf dem „Schafsfeld“ befindlichen See verdrängt hat. Bei dieser Gelegenheit haben 14 in der Uberschreitung des Passes befindliche Reisende ihren Tod gefunden, indem sie teilweise von den herabstürzenden Erdmassen erdrückt wurden und teilweise in den aus den Ufern getretenen Wassermengen des Schafsfeld-Sees ertranken.

angewiesene weiße Mann niemals auffinden könnte. Bei der letzten Strecke unterhalb des Passes müssen wohl an die 600 Fuß Stufen ins Eis geschlagen werden und ist es schon eine schwere Arbeit sich allein hinüberzuschaffen, geschweige denn mit Lasten von 50 Pfund. Angesichts dieser abnormen Verhältnisse erklärt es sich nun auch, daß



(Sheep- oder) Schafscamp im Aufstieg an den Chilkutpaß.

die Angaben über die Entfernungen beziehentlich über die aufgewandte Zeit für die Überschreitung des Passes in so hohem Grade voneinander abweichen. Geht alles nach Wunsch, ist das Wetter sehr klar, so kommt man in 2 Tagen über den Paß. Den ersten Tag bis 600 Fuß unter dem Gipfel, den zweiten Tag hinüber bis zum Linde-mann-See. Es sind aber auch Fälle vorgekommen, wo infolge von

Lawinen, Schneewehen und ähnlichen Hindernissen, als Nebel und Regen, der Übergang 14 Tage lang gewährt hat.

Um die Schwierigkeiten bei Überschreitung des letzten Endes im bösen Chilkutpaß zu vermindern, ist ein gewisser Peterson im Jahre 1895 auf die Idee verfallen, eine Art von Drahtseilbahn bei den besonders abschüssigen Stellen anzubringen. Es wird ein nicht sehr breites Loch in den Schnee gegraben und darin ein starker Pfosten mit Flaschenzug angebracht, mit dessen Hilfe das Gepäck heraufgelooft werden kann. Wenn der als Gegengewicht zu dem andern Schlitten eingeladene Schnee nicht schwer genug ist, um die Last herauf zu ziehen, so pflegen sich noch 1 oder 2 Männer auf den Schlitten zu stellen, und dann saust er rasch herunter und der mit Ballen beladene Schlitten hinauf.

Der Abstieg nach dem Lindemann-See, eine Strecke von 10 Meilen, ist fast ebenso schwierig, namentlich an der ersten Stelle, die sehr abschüssig ist.

Die Hauptsorge für den Reisenden besteht darin, so bald als möglich die Baumgrenze wieder zu erreichen, welche 7 Meilen unterhalb des Gipfels liegt. Am Lindemann-See angekommen, ruht man sich von den glücklich überstandenen Qualen einen oder zwei Tage aus und geht dann rüstig zu neuer Arbeit über.

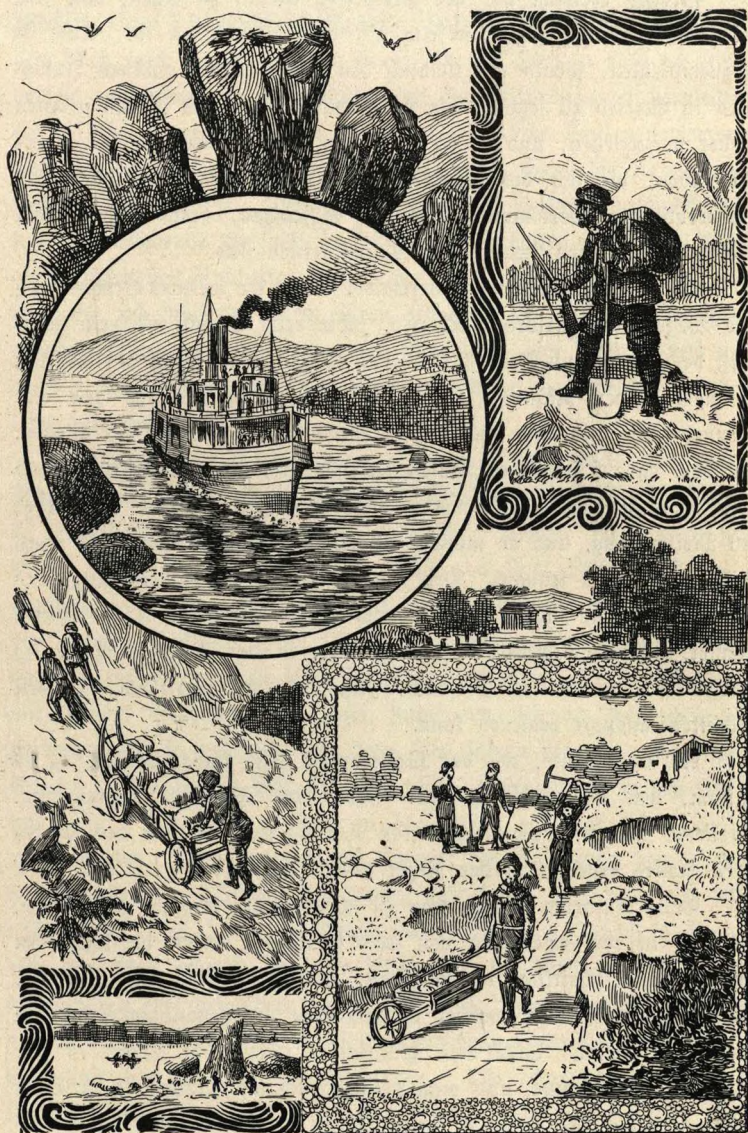
Nun macht man sich das nötige Zeug zurecht, um für die nächsten Nächte das Feldlager aufschlagen zu können. Man nimmt Lebensmittel für 6—7 Tage in ein besonderes Bündel. Man ladet und verstaut den Schlitten. Der Rest der Bagage wird entweder aufgepackt oder im Schnee vergraben, wobei man einen Pfosten einschlägt, um den Ort kenntlich zu machen. Alle Goldsucher halten an dem Fundamentalgesetz fest, daß die Lebensmittel, die man momentan nicht verwenden oder befördern kann, kostenlos Gemeingut aller Goldsucher sind. Es ist dies gewissermaßen eine Affekuranz auf Gegenseitigkeit. Denn eine ebenso große Quantität von Lebensmitteln, wie man sie heute zurückläßt, findet man einige Wochen später an einem beliebigen anderen Punkt wieder vor. Auf dem Wege befindliche



Prospektors und Indianer im Eine Meile-Fluß.

Blockhäuser stehen für jedermann offen. Der Wanderer, der gerade dort anlangt, hat das Recht, den Raum als Schlaf- und Wohnzimmer zu benutzen. Er hat das Recht, Lebensmittel, die etwa vorhanden sind, in diskreter Weise zu gebrauchen. Aber er wird den Krug mit Goldstaub, der offen auf dem Gesimse steht, als sakrosankt betrachten und ihn nicht berühren, geschweige denn sich etwas widerrechtlich aus seinem Inhalt aneignen. Es geht überhaupt ein großer Zug durch die ganze Charakterführung der Prospektoren, welche in einem Lande, wo so gut wie keine Gesetzgebung besteht, das ungeschriebene Gesetz der Heilighaltung fremden Wertes skrupulös beobachten.

Die erste halbe Meile des neu eingeschlagenen Weges vom Lindemann-See ist in kurzer Zeit erreicht. Dann schleppt der Prospektor seinen Schlitten durch den Schnee bis zu dem Punkte hin, wo er die Baumgrenze erreicht hat und wo er sich wieder ein Feuer anmachen kann. Es ist unter Umständen nicht so leicht, wie man glaubt. Denn wenn das Wetter stürmisch und windig ist, so befindet sich der Reisende oft stundenlang in einer Wolke von feinem Schnee, der ihm beständig ins Gesicht weht. Ist hingegen das Wetter einigermaßen günstig, so gestaltet sich der weitere Abstieg in das Zukunftsgebiet zu einer Vergnügungsfahrt, die um so schöner ist, als die einzelnen Thäler, die durchquert werden, reich sind an Naturschönheiten aller Art. Am großartigsten in dieser Hinsicht gestalten sich die Szenerien an zwei Punkten. Der erste liegt am „Einmeilenfluß“, der in der Regel von Prospektoren und indianischen Trägern durchwatet wird, wobei alle zusammen sich an einem nicht zu starken Baumstamme festhalten, ohne Rücksicht darauf, daß ihnen das Wasser mitunter bis an die Brust geht. Geradezu überwältigend ist der Anblick beim zweiten Punkte, nämlich oben am Eintritte in das Gebiet des „Fünffingerflusses“. Fünf mächtige Bergformationen, der mittlere in der Form eines abgesägten Baumstammes, die anderen theils domartig, theils spitz zu laufend, ragen als gewaltige Merkzeichen in die Luft und waren die Veranlassung dazu, dieser Gebirgsformation den Namen „Fünffingergebirge“ zu erteilen.



Am Fünffinger-Berg und -Ausz.

Großes Gewicht hat der Prospektor darauf zu legen, daß sein leinernes Zelt nach der Windseite hin dicht verschlossen ist. Auch ist anzuempfehlen, sobald als thunlich den mitgebrachten eisernen Zuckofen in Betrieb zu setzen. Die Anwendung des Ofens ist dem offenen Feuer vorzuziehen, und es ist konstatiert worden, daß bei denjenigen Reisenden, die sich des Ofens bedienen, weniger häufig Fälle von Schneeblindheit vorkommen, als bei denjenigen, deren Augen vom Rauche des offenen Feuers bereits angegriffen sind.

Um Wiederholungen zu vermeiden, wird die weitere Beschreibung des Weges nur kurzrassisch erfolgen. Die erste Strecke bis zum Ausfluß des Lindemann-See ist 7 Meilen lang. Dann macht der Ausfluß in nordöstlicher Richtung einen Weg von 4 Meilen auf den See Bennett zu. Bis zum Ende dieses Sees sind es weitere 25 Meilen. In dem darauf folgenden Flußgebiet sind 5 Meilen zu passieren, und wir befinden uns am Eingang des Takoufsees. Dieser ist wieder 20 Meilen lang, und er mündet in den Schlammsee vermittelt eines 3 Meilen langen Kanals. Der Schlammsee ist 10 Meilen lang, und an seinem Ende findet man in der Regel schon im April offenes Wasser. An den beiden Ufern ist aber in der Regel noch ein so starker und so breiter Eissaum, daß man sich desselben für den Schlittentransport bedienen kann.

An der Stelle, wo der Schlammsee sein Ende erreicht, ist es ratsam, von der Schlitten- zur Boot- oder Floßfahrt überzugehen. Trockenes Holz ist hier im Überfluß vorrätig und der Bau des Bootes oder Floßes erheischt in der Regel 5—6 Tage.

Beim Ausbruch von Juneau ist schon darauf Bedacht zu nehmen, daß sich in der Gesellschaft von sechs Personen, welche die Reise am besten gemeinschaftlich unternehmen, ein tüchtiger und erprobter Zimmermann befindet, welcher in dem Bau der genannten Fahrzeuge Erfahrung besitzt. Sitzt man glücklich im Schiff, so dauert es nur eine kurze Zeitspanne, und man befindet sich im Canyon, d. h. einer engen Schlucht, die meist an beiden Ufern von steilen Felsmassen eingengt wird. Hier entwickelt sich wieder ein sehr malerisches Bild,

und die Aufmerksamkeit der Reisenden wird theils geseßelt durch den Wechsel einer romantischen Szenerie, theils durch die Sorge, in dem den Fluß rasch hinabgleitenden Boote die von Zeit zu Zeit im Flußgebiete vorkommenden Sandbänke und Felsvorsprünge zu vermeiden. Es ist schon erwähnt worden, daß zwei gefährliche Stellen vorkommen und daß vorsichtige Reisende am besten daran thun, die Fahrt zweimal zu unterbrechen. Denn wenn auch die Beispiele zahlreich sind, wo unternehmende Prospektoren, die es eilig hatten, in ihren Booten oder Flößen heil hinüberkamen, so liegen doch auch genügende Beispiele vor, wo sich Reisende durch ihren Übermut ein kühles Wassergrab bereitet haben und wo von einer Expedition von sechs Mann und dreißig Gepäcksstücken nur ein winziges Bündel von Wäsche an das Ufer getrieben wurde.

Unterhalb der Station zum „Weißen Pferd“ wird das zweite Boot gebaut, und die Reise geht 75 Meilen weiter zum See Le Barge. Le Barge ist der Name eines Reisenden, welcher im Verein mit einem Herrn Ketchum im Jahre 1868 von Fort Yukon aus einen Spezialabstecher nach dem Flußgebiet des oberen Yukon machte, während die übrigen Mitglieder der Expedition, die zu Kabelaufzwecken unternommen worden war, in Fort Yukon zurückblieben. Le Barge drang mit seinem Begleiter und zwei Indianern bis an die eben beschriebene Stelle vor und gab dem See seinen Namen. Das feste Eis im Le Barge-See hält sich sehr lange, mitunter bis in den April und Mai. Die Zelte werden an den Ufern auf dem festen Lande aufgeschlagen. Man legt sich mit Eintritt der Dunkelheit, um 5 oder 6 Uhr abends, früh auf das Lager und bricht kurz nach 12 Uhr nachts auf, weil dann die Mitternachtssonne zum Vorschein kommt und den Weg erhellt. In der Mitte des 25 Meilen langen Sees befindet sich eine bewaldete Insel. Nun geht man beständig im Flußgebiete bergab durch den Lewisfluß, Hootalingua, Großer und Kleiner Salmfluß bis zur Station Fünffinger. Die schon erwähnten fünf Regel gestatten dem Wasser den Durchgang durch vier Straßen, von denen diejenige zur rechten Hand und dem Ufer am nächsten gelegene

die gefahrloseste ist, so daß das Ruder nur auf sie zugehalten wird. Nach einer Fahrt von drei Meilen kommt man an ein böses Riff. Auch bei ihm gilt wieder die Regel, das Boot auf der rechten Flußseite zu halten. Ist man an ihm glücklich vorbeigefahren, so haben die Wassergefahren ihr Ende gefunden. Von dort ab fließt der Strom gemächlich bis zum Bellufluß, und von der Stelle ab, wo er sich mit dem Bewisfluß vereinigt, beginnt der eigentliche Zukonstrom oder, wie die Indianer sagen, Kwich-Pak. Auf der weiteren Fahrt passiert man den Stewartfluß zur Rechten und den Weißen Fluß, dessen Farbe grünlich-weiß ist, zur Linken, bis man an die „Sechzigmeilenschlucht“ kommt, so genannt, weil der Weg von hier bis zum Fort Reliance 60 Meilen beträgt.

Etwa 100 Meilen weiter hinunter stoßen wir auf die „Vierzigmeilenschlucht“, 40 Meilen unterhalb Fort Reliance. Hier wird der Zukon beinahe drei Meilen breit, und hier an der Vierzigmeilenschlucht befindet sich eine Haupthandelsstation und die Stadt „Forty Mile City“. So war der alte Reiseweg beschaffen.

Neuerdings aber hat der Prospektor schon früher sein Ziel erreicht. Denn seit dem Mai dieses Jahres ist am Ausflusse des früher unbeachtet gebliebenen Klondykeflusses das neue Mekka der Goldsucher in der Stadt „Dawson City“ aus der Erde gewachsen.

Aus den Goldfeldern des Dorado Creek am Klondyke. *)

Alle diejenigen, die vor keinem Unternehmen zurückschrecken, wenn es gilt, in kurzer Zeit sich ein Vermögen zu erwerben, sich aus dem Dunkel einer unsicheren Existenz zum Reichtum emporzuarbeiten, befinden sich seit einiger Zeit in lebhafter Erregung.

Am Klondykefluß im Nordwesten Amerikas, auf dem Grenzgebiete zwischen Alaska und Canada, sind gewaltige Goldlager entdeckt worden. Also auf zum Klondyke!

Ja, wenn dieses herrliche Goldland nur so leicht zu erreichen wäre. Es bietet zwar nicht jene furchtbaren Gefahren, die dem kalifornischen Goldsucher vor Jahren in dem damals völlig wilden und unwegsamen fernen Westen Amerikas auf Schritt und Tritt drohten. Wohl aber giebt es in dem neuen Dorado Hindernisse und Schwierigkeiten, die selbst kühnen und wagehalsigen Männern gefährlich werden können.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Gegend, in der das goldhaltige Gebiet liegt. Wir wissen, daß es sich an der Grenze zwischen Alaska und Canada befindet. Alaska, die stark nach Westen in den Stillen Ozean ausbuchtende große Halbinsel Nordamerikas, gehört zum nördlichsten Gebiete der Union. Das Land ist eigentlich schon Polarland. Es hat einen kurzen Sommer und einen sehr langen, sehr

*) Dieser Artikel ist dem „Berliner Lokalanzeiger“ Nr. 387 vom 20. August 1897 entnommen. Der „Freund unseres Blattes, welcher den Brief zur Verfügung gestellt hat“, ist der Verfasser der vorliegenden Schrift.

strengen Winter, der das ganze Gebiet unter Schnee und Eis legt. Der große Reichtum an Wild in den Wäldern und Gebirgen dieses Nordlandes und der unerschöpfliche Fischreichtum des nordischen Meeres und der Flüsse haben dazu geführt, daß Alaska besiedelt wurde, wenn auch vorläufig nur höchst schwach.

Daß in Alaska auch Gold vorhanden sein muß, hat man längst als sicher angenommen. Denn hier beginnt das große Felsengebirge, die Kordillerenkette, die von Alaska aus sich durch das ganze Nord- und Südamerika hinzieht. Das Felsengebirge ist die reichste Bergkette der Erde. Es ist überall und an jeder Stelle goldhaltig, nur daß sich das kostbare Metall an einzelnen Stellen besonders stark häuft. Die Goldländer in Kalifornien, Arizona und Mexiko bilden nur Teile dieser gewaltigen Bergkette. Ebenso wie das Gold hier in großen Mengen vorhanden war und noch vorhanden ist, so mußte es auch in den nördlichen Ausläufern dieser Kette, also in Alaska und dem westlichen Teil von Canada, zu finden sein.

Aber sowohl Alaska, wie auch Canada sind tief im Inneren sehr schwer zugänglich. Die Gegenden sind fast gänzlich unkultiviert. Ungeheure, gewaltige Schätze warten in jenen Gebieten der Förderung. Nicht allein das Gold bildet den Reichtum, sondern auch riesige Wäldungen, die sich viele hunderte Meilen hinziehen, Urwälder, die noch nicht von eines Menschen Fuß betreten worden sind, und die ungeheure Lager an Steinkohlen, Eisen und Kupfer besitzen.

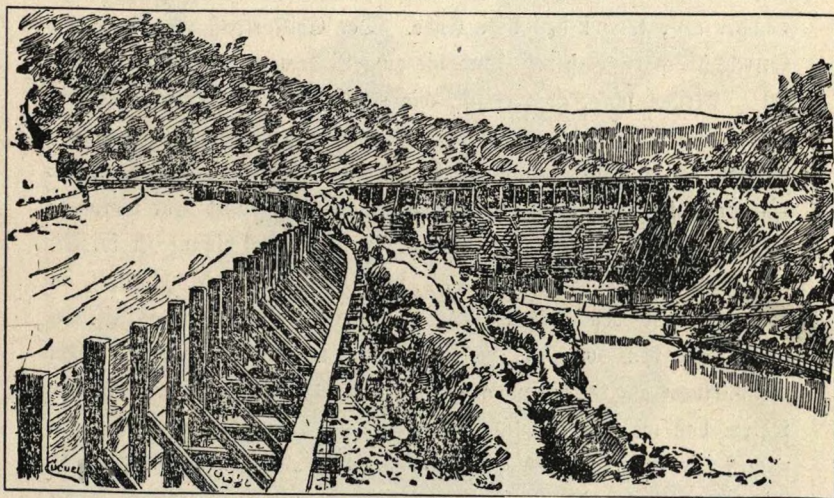
Die Unwegsamkeit, die Rauheit des Landes und die überaus strengen Winter haben eine ausgiebige Besiedelung dieser Gegenden bisher erschwert.

Ob nun die jetzt entdeckten Goldlager eine Ansiedelung befördern werden?

Die Gegend befindet sich im hohen Norden fast unmittelbar unter dem Polarkreis. Da sehen wir den riesigen Zukonstrom, der Alaska von Osten nach Westen durchschneidet und seine Fluten in das Beringmeer ergießt. Genau unter dem 65. Breitengrade und bei 140 Grad westlicher Länge vereinigt sich mit dem Zukonstrom ein kleinerer Fluß:

der Klondykefluß. Hier an diesem Fluß war es, wo man das Gold zuerst in reichlicher Fülle im Mai 1897 antraf, während es in schwächeren Quantitäten an anderen Nebenflüssen des Yukon bereits seit 17 Jahren aufgefunden worden war. Und bald darauf stellte es sich heraus, daß das Gold auch noch weiter westlich, mehr der Küste zu, auf einem ziemlich weiten Gebiete rechts und links vom Yukon zu finden ist.

Wie aber gelangt man in dieses Dorado?



El Dorado Creek.

Der eine Weg scheint einfach und praktisch zu sein. Es ist eine Fahrt in das Beringmeer bis zur Mündung des Yukonstromes und von da den Yukonstrom hinauf — etwa 1400 englische Meilen — bis in das Goldgebiet.

Ein zweiter Weg führt von Süden über den jetzt vielbesuchten Hafenort Juneau.

Dieser zweite Weg ist von einem Deutschen eingeschlagen worden, der das Goldland besucht hat. Sein Bericht über seine Reise in Briefen an Angehörige ist uns von einem Freunde unseres Blattes

zur Disposition gestellt worden. Diese Briefe sind so eigenartig und ursprünglich und dabei so anschaulich, daß wir einen derselben wörtlich hier wiedergeben.

* * *

Dawson City, 15. Juni 1897.

Im April 1894 habe ich das oft aufgeschobene Projekt, nach dem Yukon zu gehen, ausgeführt.

Den Lynxkanal, der 85 Meilen lang ist, durchfährt man ja ganz gemütlich, und auch die 10 Meilen bis Dyea sind leicht zurückgelegt, nachher aber kommt das dicke Ende. Der Chilkootpaß, das heißt die Strecke über den Paß von Dyea bis zum Lindemann-See, ist zwar nur $23\frac{1}{2}$ Meilen lang, aber es ist, wie Ihr Berliner sagen würdet, ein „widerhaariger Kunde“. Ich hatte 325 Pfund Gepäck mitgenommen, welches mir für 50 Dollars von drei Chilkatindianern getragen wurde. Wir brauchten zwei Tage und kamen am zweiten Abend spät todtmüde an der Kneipe am See an. Der Weg den Berg hinauf ist so steil wie nur denkbar. Mitunter muß man über Felsblöcke, die $2\frac{1}{2}$ m hoch sind und den ganzen Weg versperren. Obenauf, das ist auf einer Höhe von 1050 m, ist kein Baum und kein Strauch. Dabei pfeift Einem ein kalter, aus Nordost kommender Wind so stark um die Ohren, daß man Sehen und Hören verliert. Wenn ich nächstes Jahr nach Hause reise, gehe ich entweder über den „Weißen Paß“, den uns Mac Arthur als viel weniger schwierig und erheblich niedriger gelobt hat, oder ich fahre den ganzen Yukon per Dampfschiff hinunter, trotzdem die Strecke flußaufwärts nur 600 Meilen und die Strecke hinunter 1400 Meilen lang ist. Vom Lindemann-See ab ging die Reise wieder ganz gemütlich, wir fuhren in sechs Booten, zu deren Zimmerung wir vier Tage lang hatten warten müssen.

Eilige Stellen giebt es nur zwei, die eine bei Prayers Portage, wo man aussteigt, alles Gepäck ans Land und eine halbe Meile weiter flußabwärts schleppt, womit man die erste Stromschnelle umgangen hat, und dann kommt noch eine zweite leichtere bei den Schimmelschnellen oder White Horse Rapids. Unterhalb dieser Stelle lagerten

wir einen Tag und machten uns dann ein großes Floß, auf dem wir ohne Fährnis am Hootanlingua River ankamen. In gleicher Weise fuhren wir später auf dem Big Salmon River und dem Belly hinunter bis zum Steward River, welcher damals das Endziel unserer Reise war. Jeder hatte im ganzen 35 Tage gebraucht und von Juneau



Meber die Schimmelschnellen (White-Horse Rapids) hinwegsaufend.

aus nicht mehr als 117 Dollars ausgegeben. Schlecht und miserabel ist nur der teuflische Chilfootpaß, alles andere macht Spaß. Im Forty Mile Creek-Distrikt, und als es da nicht mehr recht flutschen wollte, am Sixty Miles Creek habe ich mich volle zwei Jahre lang aufgehalten. Hätte ich es fertig gebracht, an dem von mir so oft versuchten Gambling-

house vorbeizugehen, so hätte ich heute schon ein paar tausend Dollars auf die hohe Kante gelegt, so aber weiß ich selbst nicht, was aus meinem schönen Wochenverdienst geworden ist, welcher sich durchschnittlich auf 120—150 Dollars belief. Hiervon habe ich ein Fünftel für Bier von Anheuser & Busch in St. Louis ausgegeben, 35 Dollars zahlte ich für Logis und der Rest hat sich in allerhand Creeks verkrümelt. Dann bekamen wir diesen Winter im Januar zuerst von Indianern, die wieder nach dem Chilfootpaß zurückgingen und später auch von einem Trupp von sechs Diggers, die nach Hause wollten, die Nachricht, noch 150 oder 160 Meilen weiter nördlich sei ein furchtbar reiches Nest an einem Fluß Namens Klondyke oder „Fischfluß“ aufgethan worden, wo er münde, sei aber nicht mehr Staatsgebiet, sondern das gehöre den Engländern. Anfangs glaubten wir nicht an die Erzählungen, da auf diesem Gebiete stets stark aufgeschnitten wird. Als wir aber dann zum viertenmal davon hörten und einer zurückkam, der für 3200 Dollars Gold in groben Klumpen und in Sand bei sich führte, sagten wir im März unseren alten Quartieren Balet und fuhren den Yukon hinunter bis zum Klondyke, wo es zwei famose Nester giebt, das eine Bonanza genannt und das andere, immense, Eldorado. Den zweitnächsten Tag ging es schon in die Berge hinein, nachdem zwischen mir und meinem Freunde lange darüber gestritten worden war, ob Bonanza oder Eldorado das feinere Gebiet sei, worauf wir uns für letzteres entschieden. Ich arbeitete nun ununterbrochen von morgens 6 bis abends 6 Uhr und habe noch keine Woche gehabt unter 450 Dollars, einmal sogar erhielt ich 720 Dollars. Wenn das so fort geht, kehre ich nächstes Jahr nach Tacoma zurück und übernehme die alte Farm wieder, die ich 1893 habe schießen lassen. Unser Dorado liegt 2400 Fuß hoch auf einem felsigen Plateau, von dem man eine prachtvolle Aussicht über den Klondyke River hat bis weit hinunter, wo er sich in den Yukon ergießt. Vor 14 Tagen ist auch das erste Schiff den Yukon herauf von St. Michael angekommen; es hat die Reise in 14 Tagen zurückgelegt und an 500 Faß Mehl und 300 Faß Schinken und vieles andere mitgebracht.

Zu Essen haben wir in Hülle und Fülle, Wo wir arbeiten, ist das Gebiet britisch, aber 42 Meilen den Fluß hinauf ist das Land Staatenland. Dort sollen ebenso reiche Plätze sein. Es sind auch einige berittene Schutzeleute hier oben, was gar nichts schadet und uns im Gegenteile angenehm ist, aber wenn es wahr ist, wovon gemunkelt wird, daß unser Gold verzollt werden soll, mögen sie sich versehen. Ehe wir Zoll zahlen, gehen wir wieder in unser Free Country zurück, oder wir holen unsere verrosteten Revolver aus der Kiste heraus, die ich bisher Gott sei Dank noch keinmal zur Anwendung zu bringen hatte.

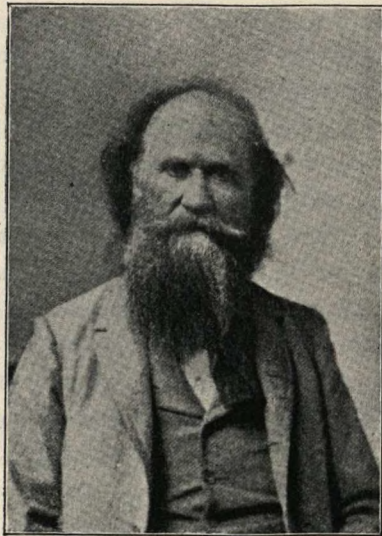
Wir essen außer gutem Brot viel Schinken mit Pfannkuchen und schmieren ein Mus von Blueberries darauf, die ganz delikate schmecken. Fische haben wir im Überfluß, Lachsforellen, Schwarz- und Weißfische. Jede Woche bringt 40—50 neue Zuzügler. Es ist ja schwer, die Leute zu zählen, aber ich meine, daß wir jetzt schon eine Kolonie von Dritthalbtausend ausmachen. Man spürt, daß immer mehr Leute kommen, denn für ein Diner zahlen wir jetzt statt 1½ Dollars 2 Dollars.

Ich war noch nirgends in Goldfeldern, wo es so ruhig und anständig zugeht wie hier. Jedermann verdient, und deshalb ist man nicht so neidisch aufeinander wie in früheren Gegenden.

Unten am Fluß arbeitet eine Sawmill fest darauf los und schneidet Balken und Bretter für Blockhäuser, daß es nur so eine Art hat. Es ist hier besser als am Sixty Mile, wo wir oft Löcher in die Erde gegraben haben, um nicht zu schwer unter der Kälte zu leiden.

Natürlich sterben auch viele Kameraden, aber danach fragen wir nicht viel, da jeder mit sich selbst zu viel zu thun hat. Claims wie in den Staaten giebt's hier nicht, wir bekommen bloß eine Lease, aber der oberste Inspektor ist bis jetzt stets sehr manierlich aufgetreten, und bis jetzt war von einem Zoll noch keine Rede. Es sind auch ganz feine Herren aus Boston und New York hier, die gar nichts schaffen, die also viel Taschengeld haben müssen. Sie fangen in den Saloons immer Gespräche mit uns an und sagen: „Do n't write home how lucky it is here! Sonst käme uns zu viel Konkurrenz auf den Nacken.“ Das ist aber Unsinn, denn der Reichtum der hiesigen mining

placers spricht sich doch herum, und wenn erst die ersten 10 Millionen Dollars in den Staaten und in San Francisco angelangt sind, geht doch der große Kummel los, wie ich es vor Jahren in den Cariboo Mines am Frazer River erlebt habe. G...e aus Tacoma und B...a aus Portland und noch einige Bekannte wollen auch hierher kommen, was mir sehr erklärlich ist, da die Geschäfte am Pugethond oberfaul liegen. Schade, daß Sie nicht 20 Jahre jünger sind, sonst würde ich Sie dazu animieren, sich die Gegend am oberen Zukon ebenfalls einmal anzusehen, nachdem Ihnen die Alaska Treadwell Mines auf Douglas Island und Equitable Mines in Juneau seiner Zeit so gewaltig imponiert haben. Schicken Sie mir gefälligst mit nächster Post den „Bladderadatsch“= und „Fliegende Blätter“-Kalender, sowie alle Publikationen von und über unseren lieben Alt-Reichskanzler; ich werde Sie dagegen in Zukunft alle zwei Monate mit Berichten vom hiesigen Plaze versorgen.



Joaquin Miller. 6)

Die erste Ersteigung des St. Elias-Berges,

am 31. Juli 1897 durch den Prinzen Luigi von Savoyen.

Dieser gewaltige Schneegipfel, welchen die über den „Chilkut“= oder über den „Weißen Paß“ reisenden Goldsucher auf ihrem Wege nach dem Klondykefluß mehrere Tage lang nicht aus dem Auge verlieren, ist laut telegraphischen Nachrichten, welche in den letzten Tagen des Monats August in Tacoma eintrafen, am 31. Juli mit dem Glockenschlage Zwölf mittags vom Prinzen Luigi von Savoyen und seinen Gefährten glücklich erstiegen worden, worauf sofort die italienische Flagge unter wiederholten Evviva-Rufen des Prinzen an einer in den Schnee eingelassenen Stange gehißt wurde. Die Vermessung hatte eine Höhe von 18120 Fuß ergeben. Das Thermometer zeigte 20 Grad Fahrenheit (oder 9 Grad Reaumur) unter dem Gefrierpunkt.

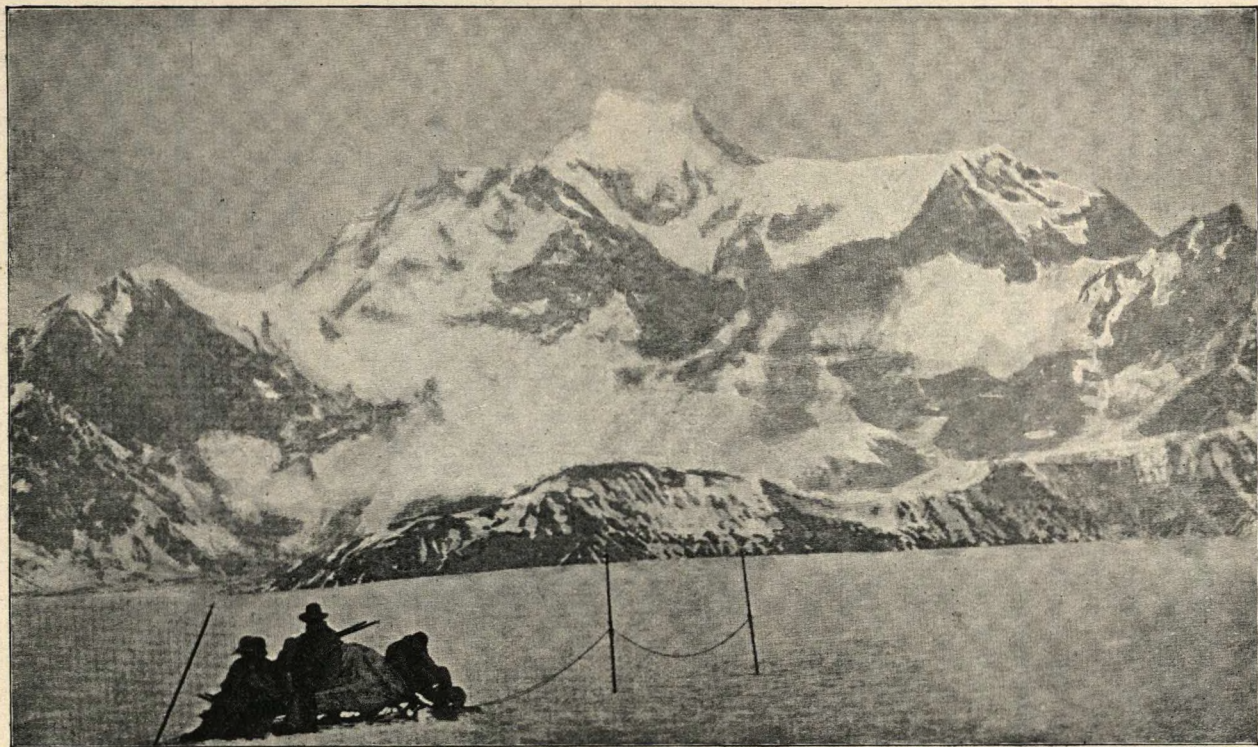
Die Luft war vollkommen klar, die Aussicht eine unbegrenzte. Nach Süden sah man über Riesengletscher hinweg auf die Yakutabucht und den Pacific, nach Westen auf die Spirit- und Tillman-Gruppe, nach Norden auf den Mount Logan und darüber hinaus auf die Rocky Mountains am Lewis River und endlich nach Osten auf den herrlichen Fels des Mount Fairweather, den „Chilkut“= und den „Weißen Paß“. Der Eindruck soll ein so erhabener gewesen sein, wie ihn Prinz Luigi niemals zuvor weder in der Monte Rosa= noch in einer andern gleichwertigen schweizerischen Bergkette auf sich habe einwirken lassen.

Die Expedition bestand aus 20 Personen, nämlich dem Prinzen und dessen Adjutanten Graf Cagni, dem bekannten Gebirgsphotographen Vittorio Sella, Dr. Gilleppi Francisco Gonnella, S. C. Ingraham, fünf in den Schweizer Alpen trainierten Führern und zehn Packträgern.

Wir lassen die vom Glück begünstigten Bergsteiger jetzt selbst zu Worte kommen. Der Bericht lautet nach der „New Yorker Staatszeitung“: „Von Momby aus erstiegen wir zunächst den Malaspina-Gletscher bis zum Fuße des Mount Seward. Es war nur ein Weg von drei Meilen auf einem Gletscherstrom bis zum Fuße einer großen Moräne. Diese erkletterten wir bis zum Fuße des Newton-Gletschers, eine Tour von 20 Meilen. Das Eis war dort mit Schnee bedeckt, und Nebel verhinderte den Ausblick. So folgten wir beim Aufstiege nur der Leitung des Kompasses. Zwei von uns, an ein Seil befestigt, gingen voraus. Der Prinz folgte mit dem Kompaß, den Weg bestimmend, der, wie sich später ergab, der kürzeste und beste war, den wir einschlagen konnten. Die Russell-Expedition landete ihrer Zeit bei der Yakutabucht in ziemlich großer Entfernung von unserem Ausgangspunkte. Unsere Route war ganz unbekannt, ein neuer Gebirgspfad. Die Erstigung dieser verschiedenen Gletscher und Moränen nahm uns 39 Tage. Am 4. Juli, dem amerikanischen Nationaltage, rasteten wir auf einer Höhe von etwa 8000 Fuß in Zelten, und wir waren so erschöpft, von den Strapazen der schwierigen Tour, daß wir Ruhe sehr nötig hatten. Die Amerikaner und der Prinz pflanzten eine amerikanische Flagge auf, die von allen wieder und wieder freudig begrüßt wurde. Von diesem Punkte aus ging es die linke Wand des Newton-Gletschers — etwa 12 Meilen — bis zum Pinnacle-Paß hinauf.

Hier fanden wir, als die Ersten, die einzigen Überbleibsel der im Jahre 1891 unternommenen zweiten Expedition des Professors Russell, bestehend in einem Zeltboden und einer verrosteten Gabel. Russell und seine Gefährten, obwohl sie höher gelangten als alle vor ihm und nach ihm, erreichten damals doch nur eine Höhe von 14000 Fuß.

Vom Pinnacle-Paß aus kreuzten wir den Seward-Gletscher, der bisher, wegen seiner tiefen Zerrissenheit, noch nicht passiert worden war. Nach Kreuzung des Newton-Gletschers interessierte uns zunächst ganz besonders der Dame-Paß, der eine niedrige Scheidewand zwischen dem Seward- und dem großen Agassiz-Gletscher bildet. 3 Meilen weiter kreuzten wir den letzteren, und dort begegnete ein Teil unserer Ex-



Der Sankt Elias-Berg.

pedition Herrn Bryant von Philadelphia und seinen fünf Leuten, die schon früher als wir zur Besteigung des Mount St. Elias ausgezogen waren. Sie waren bösem Wetter begegnet, und da einer ihrer Leute schwer krank war, gaben sie die Expedition zu ihrem großen Leidwesen auf. Sie beabsichtigten, den Kranken an die Küste zu bringen und die Besteigung des Berges im nächsten Jahre wieder zu versuchen.

Vom Agassiz mühten wir uns den Mount Newton hinauf, und hier hatten wir die schwierigsten, gefährlichsten Gletscherspalten und -Wände zu überwinden, die in irgend einem Gebirgslande der ganzen Welt gefunden werden können. Es bedurfte der ganzen Erfindungsgabe unserer erfahrenen Schweizer Führer, eine Passage über die drei großen Gletscher zwischen der Mündung des Newton-Gletschers und der Scheide zu ermöglichen. Der Weg über die großen Eisströme war so gefährvoll und aufreibend, daß es Tage brauchte, hinüber zu kommen. Indessen gelang es uns, die Scheide zwischen Mount Elias und Mount Newton mit unserer ganzen Lagereinrichtung und Lebensmitteln für noch zwölf Tage zu erreichen.

Zu unserem Glück war das Wetter nun fünf Tage lang wundervoll, und wir kamen daher schnell vorwärts. Wir konnten den Aufstieg zum 12400 Fuß hohen Kamm in einem Tage bewerkstelligen. Am 30. Juli errichteten wir unsere Zelte, und am Morgen des 31. Juli (1 Uhr) begannen wir den Aufstieg zu dem Gipfel, der die ganze Region weit überragt. Wir begegneten nur wenig Eis, und der Schnee war leicht und mehlig. Der Schweizer an unserer Spitze sank bei jedem Schritt etwa 2 Fuß tief in den Schnee. So ging's stetig aufwärts und aufwärts. Wir waren in Gruppen geteilt und verbunden durch Notseile. Elf Stunden lang wateten wir aufwärts durch den Schnee. Genau fünf Minuten vor 12 Uhr mittags standen wir auf dem höchsten Punkte des Sankt Elias-Berges, die ersten Menschen, die von da durch die klarste Luft eine Rundschau über eine wilde Alpenlandschaft genossen, die an Großartigkeit die Schweiz bei weitem übertrifft. Wir blieben eine Stunde lang auf dem Gipfel. Es war nicht allzu kalt. Das Thermometer zeigte nur 20 Grad unter dem Gefrier-

punkt. Die barometrische Messung ergab eine Höhe von 18 120 Fuß. Wir füllten die Zeit aus, indem wir eine Flaggenstange einpflanzten und die italienischen Farben in der arktischen Brise flattern ließen, unter fortwährenden, vom Prinzen Luigi intonierten Evvivas.“

Der Sanct Elias-Berg hat unter allen Gipfeln der Pacific-Küstenkette am meisten die Aufmerksamkeit aller Touristen auf sich gezogen,



Prinz Luigi von Savoyen, Herzog der Abruzzern.

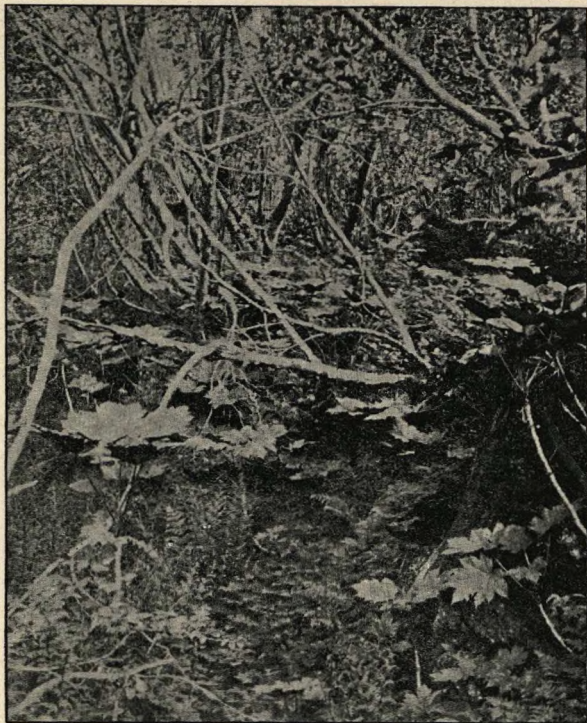
weil er den höchsten Berg Europas, den Mont Blanc (4810 m), um ein ganzes Viertel überragt.

Bis jetzt haben vier Expeditionen auf denselben stattgefunden, ohne den durch den Prinzen Luigi so glücklich gewonnenen Gipfel zu erreichen.

Der New Yorker „Times“ gebührt das Verdienst, im Jahre 1886 den ersten Versuch einer Besteigung gemacht zu haben. Die Reisegesellschaft setzte sich zusammen aus den Herren Leutnant Schwabla,

Professor Libbey aus Princeton und Herrn Seton Karr aus England. Neun Tage wurden darauf verwandt, aber die Schwierigkeiten erwiesen sich als unüberwindlich, und so mußte man sich darauf beschränken, verschiedene interessante Beobachtungen anzustellen und einige weniger hervorragende Gipfel in der Nachbarschaft zu erklimmen.

Diesem bahnbrechenden Versuch folgte bald ein zweiter. Im Jahre 1888 unternahmen die Herren Topham aus London und William Williams aus Amerika die zweite Reise in die vorgenannte Gegend. Nach einem angestrengten Marsche von 14 Tagen, wobei fünfmal an der Basis des Berges in einem sogenannten Camp genächtigt wurde, machten sie verschiedene Versuche, den Gipfel zu erreichen, und beim dritten Male gelang es ihnen, bis zu einer Höhe von 11 400 Fuß auf der Südwestseite vorzudringen. Die ganze Binnenlandreise dauerte 25 Tage. Die vollständige Besteigung wäre den kühnen Bergsteigern nur dann möglich gewesen, wenn sie auf ihrer Operationsbasis ein ständiges Lager mit reichlichen Decken, Kochapparaten und allen nötigen Hilfsmitteln hätten errichten können; außerdem wäre die Mithilfe von Führern, Trägern und Packern, die in der Besteigung steiler Felsen und abschüssiger Eisfelder geübt sind, trotzdem sie eine gute Tracht Gepäck auf dem Rücken haben, erforderlich gewesen. Solche geeignete Leute trifft man fast nur in der Schweiz an. Die Herren Topham und Williams hatten genug geeignete Leute, mit denen sie über das Packeis der Gletscher kamen, aber wo eine steile Kletterei beginnen sollte, blieben mit Ausnahme der drei Hauptunternehmer der Reise alle Leute im Hintertreffen. Sie hatten mit einem Worte die Schwierigkeiten der ihnen gestellten Aufgabe unterschätzt und mußten das Unternehmen aufgeben in Ermangelung jeglicher zuverlässiger Information über die wahre Beschaffenheit des Bergriesen. Die dritte und vierte Expedition ging im Jahre 1890 und 1891 vor sich. Beide waren geleitet von Herrn J. C. Russell, dazumal geologischer Aufsichtsbeamter der Vereinigten Staaten und heute Mitglied der Ann Arbor Universität. Herr Russell packte den Stier an den Hörnern an, das heißt von der Seeseite aus. Dieser



Pflanzenbüschel.

Urwald auf einer Moräne.



so genommene Weg war weniger direkt als der früher eingeschlagene und bedingte ein längeres Verweilen auf dem Schneefeld, aber er trägt die Bedingungen eines sicheren Erfolges in sich, denn die zu überwindenden schiefen Abdachungen gehen in einem mehr geneigten Winkel vor sich und scheinen überhaupt mit einer geringeren Quantität von Eis bedeckt zu sein, wie die Abdachungen auf der Südseite. Im Jahr 1890 kam Herr Russell bis auf eine Höhe von 9000, und im darauf folgenden Jahre erreichte er einen Punkt, der 14 500 Fuß über dem Meerespiegel liegt.

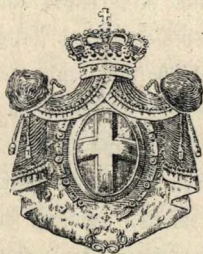
Die Expedition des Prinzen Luigi ist mit großer Sorgfalt in der Hauptstadt Sitta vorbereitet worden. Es wurde ein kleiner Regierungsdampfer der Expedition zur Verfügung gestellt, während die früheren Expeditionen sich mit einem Schooner behelfen mußten. Darin lag von vornherein eine große Garantie für den Erfolg von 1897. Zuerst mußte eine Strecke von 300 Seemeilen von Sitta bis Yakuta zurückgelegt werden, und bei der letzten Strecke von 60 Seemeilen mußte man sogar mit einem Kanoe vorlieb nehmen, um



Herr Bryant aus Philadelphia.

die Strecke Yakutabucht bis Tsch-Bay zu durchfahren. Sind Wind und Wetter günstig, so kann sich ja eine derartige Reise recht angenehm gestalten. Geht hingegen, wie es 1888 der Fall war, die See hoch, so gewährt es kein sonderliches Vergnügen, mit Hilfe von Rudern sich durch eine Strecke von 60 Seemeilen mit einem schwer beladenen Fahrzeuge durcharbeiten zu müssen. Die ganze Küste ist von Gletschern umsäumt, und die Temperatur des Wassers ist eine so niedrige, daß man in derselben sich nicht lange am Leben erhalten kann. Schließlich kann die Landung in der Eisbucht nur durch die Brandung bewerkstelligt werden. Das ist eine ganz besonders schwierige und aufregende Arbeit, wie schon allein durch die Thatfache illustriert wird, daß bei diesem Versuch gelegentlich der zweiten Russell'schen Expedition sechs Menschen ihr Leben lassen mußten.

Auf die beiden Expeditionen des Jahres 1897 waren in allen Klubs der Alpenfreunde die Blicke gerichtet, und viele waren der Ansicht, Herr Bryant aus Philadelphia würde in dem Wettbewerbe mit dem Prinzen Luigi als Sieger hervorgehen. Das Glück war dieses Mal Italien hold, und Herr Bryant, der nur bis zum Agassiz-Gletscher kam und das Unglück zu beklagen hatte, daß einer seiner Führer krank wurde, wird ein volles Jahr zu warten haben, um die jetzt erlittene Schlappe auszuweihen.



Projektirte Bahnen nach Alaska.

Anfang August 1897 ließen sich die Londoner „Times“ telegraphieren, daß in der Stadt Winnipeg, die etwa auf der Hälfte des Weges von Quebeck nach Vancouver an der canadischen Pacific-eisenbahn liegt, eine Volksversammlung stattgefunden habe, in welcher beschlossen wurde, die canadische Regierung aufzufordern, einen kürzeren Weg nach den Goldfeldern von Klondyke zu eröffnen, seitmalen ein solcher mit geringem Kostenaufwande so gebaut werden könne, daß der 4000 Meilen lange Weg, von der letzten zivilisirten canadischen Station ab gerechnet, um 3000 Meilen verkürzt werden könne. In dieser unklaren Depesche, welche gewissermaßen nur ein Echo ist von der hochgradigen Erregtheit, die in Folge der alaskatischen Goldfunde alle Kreise der Bevölkerung in British-Columbia erfaßt hat, ist folgendes zu bemerken:

Die Strecke Winnipeg bis Vancouver auf der canadischen Pacific-eisenbahn beträgt rund	1400 Meilen.
Von Vancouver per Dampfer der Pacific Coast Company bis Chilcat bezw. Dyea	1200 „
Von Dyea über den Chilcatpaß bis zum Lindemann-See.	25 „
Vom See Lindemann nach dem Flußgebiete des Hootalingua, Big Salmon River, Belly River, Forty Miles Creek und Dawson City am Klondyke River	575 „
zusammen	3200 Meilen.

Wie kann nun angesichts dieser, sowie ferner der Thatsache, daß es Städte in Canada giebt, die um 1000 Meilen näher an Alaska heranliegen, davon die Rede sein, daß der Weg vom nächsten Zivilisationspunkte in Canada bis Dawson City 4000 Meilen betrage, oder daß sich ein solcher Weg mit wenig Kosten um 3000 Meilen abkürzen lasse! Solche Behauptungen sind unüberlegt. Richtig ist es

ja, daß der jetzige Weg in der Form eines Hufeisens zuerst nach links, dann senkrecht hinauf, dann wieder nach rechts umbiegend, einen großen Umweg involviert; richtig ist ferner, daß infolge eines doppelten Umweges von 600 Meilen der Weg von Winnipeg in der Luftlinie nur 1800 Meilen nach Dawson City betragen würde. Das wissen alle Leute am Pugetsund, die sich schon 1893 lebhaft mit diesen Fragen beschäftigten, wo noch kein eigentlicher Boom nach den Goldfeldern eingetreten war. In der That ventilierten schon vor einigen Jahren prominente Leute von Vancouver und Victoria, ob man nicht den bösen Chilkutpaß vermeiden und 10 Meilen weiter südlich über den um 1000 Fuß niedriger gelegenen „Weißen Paß“ eine Eisenbahn und zwar vorläufig nur nach dem Lindemann-See anlegen könne. Eine solche Gebirgsbahn von 25 Meilen würde nicht die Welt kosten, und damit wäre das schwerste Stück des Weges aus der Welt geräumt und im übrigen hätte es bei den bisherigen Transportmitteln zu Wasser im Sommer per Floß oder im Winter per Schlitten zu verbleiben. Wollte man eine Eisenbahn bis nach Dawson City hinlegen, so würde das auf eine Strecke von 600 Meilen einen Kostenaufwand von 75 Millionen Mark erheischen.

Gegen diese Linie, möge es sich nun um die große von 600 oder um die kleine von nur 25 Meilen handeln, spricht der Umstand, daß sie auf nordamerikanischem Gebiete beginnt und auf britisch-columbischem Gebiete endet, es kann sich also weder John Bull noch Uncle Sam lebhaft für dieselbe interessieren, weil keiner von beiden Teilen die Vorteile voll ausnützen kann. Aus diesem Grunde ventilieren die Canadier noch zwei Projekte:

1. Von der Station Calgary an der canadischen Pacificbahn östlich vom langen Gebirgszuge der Rocky Mountains mit Benutzung des Flußgebietes North Saskatchewan, Kleiner Sklavensee, Friedensstrom, Nelsonsfluß hinab, Viardfluß hinauf zum Belly River, der in den Tukon mündet, oder

2. westlich von den Rocky Mountains, nördlich den Frazer River hinauf bis Fort George, dann über Fort St. James nach dem Parsniß

River in das Gebiet des Nelsonflusses, und um den Berg Logan herum in das Belly-, beziehentlich Sukongebiet.

Der Vorteil dieser Kombination besteht darin, daß beide Bahnen auf britischem Gebiete beginnen und enden, die erste auf canadischem, die zweite auf britisch=columbischem. Die Länge beider Bahnen würde etwa 1800 bezw. 2000 Meilen betragen.

Wenn nicht heute noch immer die Wahrheit der Worte in Kraft wäre, welche 1654 der sterbende Kanzler Orenstierna seinem Sohne sagte: „Nescis, mi fili, quantilla prudentia regitur orbis“, so würden sich die beiden an der Sache interessierten Staaten Nordamerika und England brüderlich die Hände reichen und auf gemeinsame Kosten ohne Zeitverlust eine Bahn von Chilcat an den Lindemann=See bauen, damit alle Passhindernisse für den Transport von Menschen und Waren beseitigt sind. In zweiter Hinsicht würden sie auf der Strecke von je einer drittel Meile die beiden erheblichen Stromschnellen von Prayer Portage und an den White Horse Rapids durch reichliche Anwendung von Dynamit sprengen, so daß die Schiffe und Flöße anstands= und gefahrlos den Fluß hinabgleiten können. Dies würde auf eine lange Reihe von Jahren genügen.

Die Stromschnellen verdanken ihre Entstehung natürlich untergesunkenen Felsen oder Sandbänken oder Haufen von Treibholz. Mit einigen tausend Pfund Pulver und Dynamit hat man in Amerika häufig eine tosende und gefährliche Stromschnelle zu einem ruhigen Flußabschnitte gemacht. Die Engländer wissen das aus eigener Erfahrung in Canada von den Stromschnellen auf dem Fraser River her. Lange Zeit bildete Fort Hope den Endpunkt der Schifffahrt, bis man die Stromschnellen beseitigte oder doch zum mindesten verminderte, so daß jetzt flach gehende Boote mit starker Dampfkraft bis zum Fort Yale fahren. 7)

Bahn an den Teslin-See.

John King, ein in Spokane wohlbekannter Goldsucher, läßt sich sehr günstig über einen Weg über die „Telegraphenschlucht bis an den See Teslin“ aus: In den Goldfeldern von Kassiari sind augenblicklich wenige Goldsucher. Allein schon bevor ich wegriefte, war die Kunde vom Reichtum der Goldfelder am Klondyke zu uns gelangt. Die aufgegebenen „Placer Minen“ fielen in die Hände von Chinalenten, wie das ja in andern Gegenden unsers Kontinents regelmäßig der Fall zu sein pflegt. Ich kam in der Kassiargegend am 10. Mai an und arbeitete unverdrossen. Das Klima ist lange nicht so ungünstig, wie es in den Zeitungen geschildert wird und man kann die Arbeiten ohne Beschwerde bis zum 1. November fortsetzen. Im Winter freilich ist die Kälte erheblich. Aber es ist eine trockene Kälte, und von bösen Winden blieben wir verschont. Die Hudson-Bai schickt jeden Winter ein namhaftes Kontingent von Goldsuchern und wenn das Frühjahr kommt, so sind sie dick und fett. Moos für Weidetiere ist reichlich vorhanden, sie kratzen mit ihren Pfoten den Schnee weg und suchen sich unter demselben frische Wurzeln. Die S.-Diamantgesellschaft verfügt über eine stattliche Anzahl von Mauleseln, ist aber genötigt, in der strengen Winterzeit große Quantitäten von Heu für sie herbeizuschaffen. Handelsstationen gibt es genügend auf dem ganzen Trakt von der Telegraphenbucht bis zum Teslinsee. Die canadische Regierung hält den ganzen Weg in guter Verfassung. Es gibt auch Pferde in dieser Gegend, aber nur wenige. Die Cayuse-Indianer halten dieselben zum Preise von 600 Mk. feil. Dieser hohe Preis erklärt sich dadurch, daß die beiden Handelsgesellschaften, die dort etabliert sind, eine Art Monopol für den

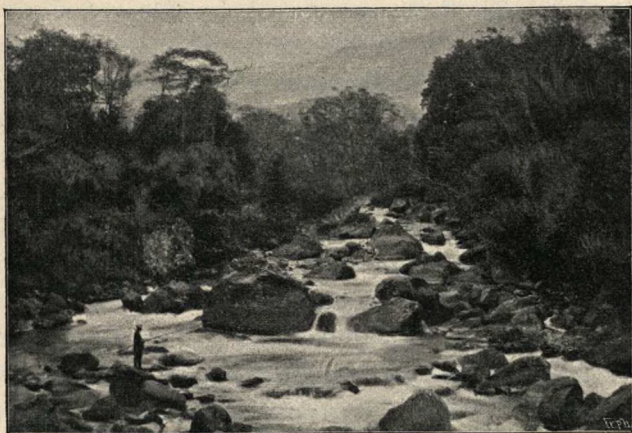
Verkauf von Kleidern, Viktualien u. s. w. ausüben und thatsächlich die Besitzer beinahe des ganzen Viehstandes sind.

Musketiere und schwarze Bären kommen sehr häufig vor. Der Reichtum an Fischen spottet jeder Beschreibung. Im Teslinsee haben wir massenhaft Salme gefangen von 40 Pfd. Schwere. Desgleichen gibt es Lachsforellen im Mühlenfluß. Haselhühner und Fasanen kommen selten zum Schuß, aber der Hauptvogel, mit dem man es hier zu Lande zu thun hat, ist das wohlschmeckende Schneehuhn (Ptarmigan), das in zahllosen Schaaren vorkommt. Ich habe die Bekanntschaft von eingewanderten Leuten gemacht, die 30 Jahre lang in diesem Landstrich gelebt und ihre Kinder großgezogen haben. Es beruht auf einem vollständigen Irrtum, wenn man behauptet, dieses Land sei ein unwirtliches. Die S.-Diamantgesellschaft besitzt eine große Handelsniederlassung an der äußersten Spitze des Teslinsees. Alle Güter, die sie bezieht, kommen den Stickeen-Fluß auf dem Wasserwege herauf bis Glenora. In diesem Frühjahr hat die Gesellschaft einen Versuch gemacht, drei mit Fracht und Lebensmitteln ziemlich schwer beladene Barken über den See hinüber fahren zu lassen bis zur Einmündung in das Flußgebiet des Tuton. Die Begleitmannschaft bestand aus Indianern. Dieselben haben sich des ihnen gewordenen Auftrags pflichtgetreu entledigt, und nachdem sie ihre Fässer und Ballen am Klondyke abgeliefert hatten, sind sie wieder wohlbehalten nach der Station zurückgekehrt. Über die näheren Umstände befragt, wie die Reise von statten gegangen sei, haben sie die Antwort erteilt, die Fahrt sei ebenso gut und gefahrlos verlaufen, wie sie es auf dem Stickeenfluß gewohnt seien. Somit wird der Goldsucher, der den von mir beschriebenen Weg einschlägt, viel weniger Fährnissen ausgesetzt sein als auf irgend einem andern Wege. Er braucht überhaupt nicht zu marschieren und sein Gepäck zu schleppen. Er kann die ganze Reise per Eisenbahn, Dampfer und in einem kleinen Boote zurücklegen. Ist er einmal an dem Punkte angelangt, wo die eigentliche Einschiffung vor sich gehen soll, so findet er daselbst zu seiner Unterstützung massenhaft Indianer, welche ihm die grobe Arbeit ab-

nehmen. Die Talfan- und Stickeen-Indianer sind an einen täglichen Lohn von zwei Dollars gewöhnt, außerdem muß man sie noch beköstigen. Sie verstehen gut zu kochen, mit großer Geschwindigkeit ein Lager aufzuschlagen und alle Arten von Arbeiten zu verrichten, die eine derartige Ausreise mit schwerem Gepäc mit sich bringt.

Bereits hat eine sehr erhebliche Anzahl von Goldsuchern diesen gefahrlosen Weg eingeschlagen. Derselbe dürfte in ganz außerordentliche Aufnahme kommen, wenn es sich bestätigt, daß die Canadian-Pacific-Eisenbahn im nächsten Frühjahr das Projekt zur Ausführung bringt, auf der ungefähr 150 englische Meilen langen Strecke von Glenora bis zum Beginn des Teslinsees einen Schienenstrang zu legen.“

Nachsatz. Der Prospektor, der diese Route wählt, hat weiter nichts zu thun, als vom Pferde auf und ab zu steigen, alles andre besorgen die dienstwilligen und unverdrossenen Indianer. Die oben erwähnte Bahngesellschaft hat, laut Kabeltelegramm, sich inzwischen, am 14. September 1897, konstituiert.



Nebenfluß des Stickersflusses.

Polarkreisstadt.

Bevor sich die Augen der ganzen Welt seit einigen Monaten auf Dawson City richteten, stand die Polarkreisstadt (Circle City) im Vordergrund des Interesses. Von dieser Stadt, welche gewissermaßen eine Operationsbasis bildete, gingen alle Minen-Unternehmungen im Norden von Alaska aus. Die nötigen Vorräte wurden vom Hafen St. Michaels aus den Yukon heraufgebracht und im Winter pflegten sich die Goldsucher in diesem neuen Städtewesen von den Strapazen der Sommerkampagne auszuruhen. Circle City liegt auf dem linken Ufer des Yukon und auf dem Territorium der Vereinigten Staaten. Es liegt auf $65^{\circ} 25'$ nördl. Br. und ziemlich genau 144° westl. L. von Greenwich. Die Entfernung von Dawson City nach Circle City beträgt 170 englische Meilen. Circle City ist aus dem Grunde zu einem aufblühenden Städtewesen emporgewachsen, weil es eine vorzügliche Zentrallage am Yukonstrom besitzt. Von St. Michaels kommende flach gehende Dampfboote können bis dicht vor die Stadt gehen. Die Entfernung von St. Michaels nach Circle City beträgt 1500 Meilen und 250 Meilen den Fluß hinauf, den Minen entlang liegt Forty mile Post.

Von Forty mile Post bis zum Klondyke beträgt die Entfernung 50 Meilen. Forty mile Post ist durch den Forty mile Creek getrennt von der canadischen Polizei- und Zollstation Fort Cudahy, welches ziemlich dicht an der Grenze liegt, welche die Vereinigten Staaten von Amerika von Britisch-Columbia trennen. Zieht man diese Grenzlinie auf dem 141° vom Pacifischen nach dem Arktischen Ozean, so liegt Fort Cudahy auf der Mitte dieser Linie, deren Südspitze durch den

seine Riesengletscher ins Meer ergießenden, am 31. Juli zum ersten Male bestiegenen Schneeberg St. Elias gebildet wird. Die Einwohner von Circle City befinden sich in einer leicht begreiflichen Aufregung, weil sie befürchten, daß die dominierende Stellung, welche sie bisher auf dem alaskanischen Goldmarkte inne hatten, durch die rivalisierende Stadt Dawson City in Frage gestellt werden könnte.

Die Polizeistation Cudahy und Dawson City, Circle City, Forty Mile Camp.

Die Ordnung im neuen Goldlande wird ganz vorzüglich aufrecht erhalten durch eine in der Polizeistation Cudahy am Zukon amtierende Polizei zu Pferde.

Diese „berittene Polizei“ besteht aus einem Elitekorps. An allen Orten, wo die strammen Reiter in ihren roten Röcken und breitkrämpigen Hüten, den Karabiner in der Faust, à la Oberst Cody, den die Berliner von seinen Vorstellungen als Kunstschütze kennen, sich zeigen, suchen die Indianer und Schleichhändler schleunigst das Weite. Wo immer die geringsten Unruhen stattfinden, sind sie, trotz der großen Entfernungen in dem canadischen Nordwesten, in kurzer Zeit an Ort und Stelle. Sie sind weder Polizei noch Soldaten im strengen Sinne des Wortes. Ihre Offiziere sind Magistratspersonen, ihre Mannschaften Konstabler. Was aber ihre innere Organisation, Ausrüstung und ihr Reglement betrifft, so bilden sie ein Kavallerieregiment, und ihre Offiziere haben militärischen Rang. Ihr Kommandant, Kommissar genannt, hat den Rang eines Obersten, der Vizekommissar den eines Oberstleutnants, die zehn Superintendents sind Hauptleute und Kommandanten der zehn Divisionen, in welche das Korps eingeteilt ist, die 35 Inspektoren sind Leutnants. Die Unteroffiziere führen dieselbe Bezeichnung wie in der Armee, und die Mannschaften heißen Konstabler. Obgleich die Bezahlung dieses Korps keineswegs eine glänzende ist, so

drängen sich doch die Söhne der besten englischen und canadischen Familien zu diesem Dienst, wohl wegen des abenteuerlichen und bewegten Lebens, das sie dann in den ungeheuren Prärien des Nordwesten und in den Felsengebirgen führen.

Jeder der Rotjaden, wie sie im canadischen Volksmunde heißen, ist ein Riese, nahe an sechs Fuß hoch, der sich auch ohne Karabiner, Revolver und Säbel überall Achtung verschaffen würde und auch verschafft; denn in dem ganzen Gebiete, an Ausdehnung dem westlichen Europa gleich, giebt es keine andere Polizeigewalt als die tausend Mann der Mounted Police.

Die jüngste der Städte im internationalen Weltverband, deren Namen im letzten Quartal millionenmal citiert worden ist, heißt Dawson City. Über diese neuerstandene Stadt hat ein gewisser Charles F. Kimball der Zeitung „Seattle Post-Intelligencer“ einen interessanten Bericht eingeschickt, in welchem er sich ausführlich über die neuen Goldlager, sowie auch über eine alte Prophezeiung der Indianer ausläßt.

Er sagt: „Die wunderbar reichen Goldfelder am Klondyke wurden im August 1896 durch einen Mann namens Stic George entdeckt. Aus drei kleinen Säcken voll Schmutz, die er sich auf einem Felslager am Fluß eingesammelt hatte, wusch er in kurzer Zeit für 75 Dollar Gold aus. Dies sprach sich rasch herum, sowohl an der „Vierzig Meilen-Schlucht“ wie an der „Sechzig Meilen-Schlucht“, und nun strömten die einen von oberhalb, die anderen von unterhalb des Yukon, etwa 200 Menschen an den Klondyke, wo sie sich häuslich einrichteten. Als Operationsbasis am Fluß wurde nun die Stadt „Dawson City“ abgesteckt, während die eigentlichen Goldfelder zehn englische Meilen oberhalb des Klondyke liegen. Es wurden nun auf dem Berge, welcher auf dem rechten Klondykeufer sich bis dicht zum Ufer ausdehnt, 300 Gerechtsame auf „Placer Minen“ genommen.*) Wegen der Reich-

*) Bezüglich der Bedeutung dieses Ausdrucks wird auf das spätere Kapitel über die canadische Bergwerksgesetzgebung verwiesen.

haltigkeit der Goldfunde taufte man die Schlucht „Bonanza Creek“ (heißt soviel wie großes Glück, schönes Wetter).

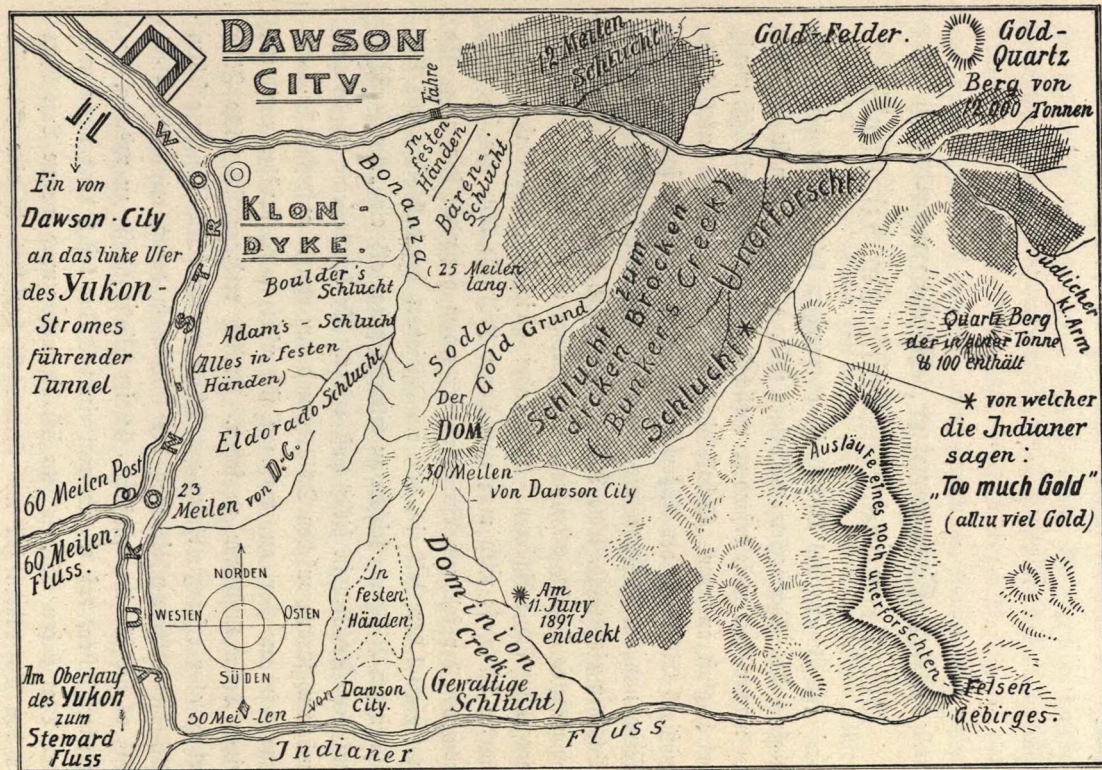
Ein gewisser M. S. Rhodes, der nur eine ganz kleine Gerechtsame auf 30 Fuß im Geviert und 5 Fuß in der Tiefe besitzt, erzielte täglich aus seiner Pfanne im Beträufelungswege 40—63 Dollars. Nach kurzer Zeit entdeckten die Prospektoren, die ihre Wanderungen stromaufwärts unternahmen, einen neuen Nebenfluß des Klondyke, der den Namen Eldorado erhielt und in welchem fast alle Goldsucher mit ihren Pfannen eine tägliche Ausbeute von 60—87 Dollars erzielten. Unter den neu Zuströmenden befanden sich viele Laien, welche ein Jahr zuvor niemals eine Schaufel oder eine Spitzart in den Händen gehabt hatten. Sie nahmen Claims, und einer von ihnen, P. C. Richardson, war so sehr vom Glücke begünstigt, daß man den Wert seiner Gerechtsame auf eine Million Dollars schätzte. Der enorme Wert seines Claims ist aber erst konstatiert worden, nachdem er seine Schritte heimwärts gelenkt hatte. Da er einen guten Teil Goldklumpen und Goldstaub eingesammelt hatte, wollte er gerne nach Hause fahren, und so verkaufte er den vierten Teil seiner Gerechtsame für 6000 Dollars an Curlye Monroe. Diesem letzteren sind für seinen Viertelanteil vor einigen Wochen von einer englischen Gesellschaft vergeblich 150 000 Dollars geboten worden. Monroe will seinen Anteil aber nur für ein Viertelmillion Dollars abgeben. Der Name eines anderen Glücklichen ist George Carmack. Zur Zeit, wo ich schreibe, beträgt die Anzahl aller genommenen Claims bereits 525. Natürlich befinden sich jetzt die besten und ergiebigsten Claims in festen Händen. Dies schließt aber nicht aus, daß tiefer ins Land hinein noch riesenhafte unerschlossene Goldgebiete sich befinden.

Indianer, die den Fluß heruntergekommen sind, den die Weißen erst bis zu einer Höhe von 100 Meilen erforscht haben, behaupten, tiefer ins Land hinein gebe es noch viel mehr von dem gelben „stauff“.

Die Hauptsache ist, daß niemand hier ins Land hineingeht, der nicht auf ein volles Jahr Lebensmittel mitbringt. „Arme Schlucker können wir hier nicht gebrauchen.“ Es muß jeder, der hier ankommt,

noch ein paar hundert Dollars altes sauer erworbenes heimatliches Geld in der Tasche haben. Die Indianer, welche aus 300 bis 400 Meilen vom Oberlauf des Klondyke und seinem Hinterlande her ankamen, prophezeiten folgendes: „Erste Schlucht Gold, zweite Schlucht wenig Gold, dritte Schlucht kein Gold, vierte Schlucht achtmal schlafen*): alles Gold, viel zu viel Gold.“ Dabei zeigte ein Indianer einen dicken Goldklumpen im Werte von 150 Dollars und war überglücklich, als man ihm denselben gegen eine Flasche „Old Whiskey“ umtauschte. Das ganze Klondykegebiet mit seinen Oberläufen bietet bequemen Raum für 40 000—50 000 Goldsucher, und vermutlich werden soviel Leute nächstes Frühjahr ins Land strömen, nachdem bis dahin die Kommunikationschwierigkeiten über die Pässe hinüber anderweitig geregelt sein werden. Ein Riesenvermögen hat Joe Sadoe gemacht. Ihm gehört der Grund und Boden, auf dem Dawson City steht. Die Terrains, welche er verpachtet, werfen ihm eine außerordentlich hohe Rente ab. Dabei übt er verschiedene Handelszweige wie ein Monopol aus. Der größte Store gehört ihm. Die Post gehört ihm auch, und die einzige Sägemühle am Fluße, welche die Materialien zu allen Bauten liefert, ist sein ausschließliches Eigentum. Er ist im höchsten Grade geschäftsunternehmend und coulant und wird jetzt schon auf anderthalb Millionen Dollars geschätzt. So könnte die Liste derjenigen, die am Klondyke in wenig Monaten ein Vermögen errungen haben, noch weiter fortgesetzt werden. Es sei hier aber lediglich auf die Liste der 23 Seattlleute verwiesen, die auf Seite 66 veröffentlicht worden ist.⁸⁾

*) Bedeutet, daß die Reise bis zur vierten Schlucht acht Tage dauert.



Karte der Goldfelder am Klondyke.

Über Temperatur, Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse am Klondyke.

Im Innern des Landes ist es weniger kalt wie an der Küste, obgleich das Thermometer niedriger steht. Wer Fahrten in Schlitten zu machen hat, muß besonders vorsichtig sein und sich möglichst wenig der Zugluft aussetzen. Sobald die Hunde merken, daß sie gutes gleichmäßiges Eis unter den Füßen haben, setzen sie sich in scharfen Trab. Wenn nun der Reisende, der bisher im langsamen Schritte neben dem Schlitten einherging, keine Lust dazu verspürt, den Hundetrab im beschleunigten Schritte mitzumachen, so springt er rasch auf den Schlitten und läßt sich kutschieren. Weht aber gleichzeitig ein einigermaßen starker Wind, so wird man nach kurzer Zeit sehr kalt, wie sehr man auch von der früheren Bewegung her warm geworden sein mag. So trat einmal der Fall ein, daß ein Indianer, der doch schon alle Unbilden der Witterung leichter zu ertragen pflegt als ein „Bleichgesicht“, auf dem Schlitten in freier Luft erfror. Er konnte seine Hunde nicht anhalten, sprang auf den Schlitten und kam nun in aufrechter Stellung sitzend tot am Fort an, wo man sich nicht wenig darüber wunderte, einen Toten kutschieren zu sehen. Freilich ereignen sich solche Fälle selten, aber erfrorrene Nasen und Ohren werden schon häufiger gesehen. Bei dieser Gelegenheit mag der Goldsucher daran erinnert werden, daß es sich für ihn empfiehlt, sich im Winter häufig zu rasieren, ungeachtet dessen, daß es jedesmal einen Dollar kostet, denn wenn man den Bart stehen läßt, so setzt sich die ausgeatmete warme Luft leicht in den Barthaaren fest und verwandelt denselben in eine Eismasse. Ein russischer Pelzhändler erstickte einmal auf diese Weise, weil sich

ihm Mund und Nase in einen Eiswall verwandelt hatte und die Luft nun keinen Zugang mehr zu ihm fand. Gegen die Kälte schützt man sich bekanntlich am besten durch Pelzbekleidung. So angenehm dieselbe aber auch ist, wenn man ausruht, so fallen Pelzkleider bald lästig beim Arbeiten oder bei starker Bewegung. Deshalb tragen die Diggers auch den größten Teil des Winters über gewöhnliche Kleider von dickem Tuch. Die Pelztiefel, wie sie die Eingeborenen tragen, behält aber auch der Arbeiter stets an.

Vor der Kälte ist man am besten geschützt im unterirdischen Hause. Einfache Löcher werden in die Erde gegraben, dieselben werden mit einem Dache versehen und mit Erde beschüttet. In einem aus rohem Holz aufgebauten Schuppen wird ein Viereck als Thür freigelassen, dann wird ein Loch in die Erde gegraben und dasselbe zu einem so breiten Gange erweitert, wie man ihn haben will. In bückender Stellung geht man hinein und kriecht durch den Gang in den eigentlichen Wohnraum, in welchem ein behagliches Holzfeuer unterhalten wird. Die Flüsse liefern einen unerschöpflichen Reichtum von gestrandetem Holz, den man sich im Sommer für den Winter mit größter Raumersparnis aufspeichert. Nach oben zieht der Rauch in die frische Luft ab. Goldgräber, die Rauch nicht gut vertragen können, mieten sich ein höchst primitives Schlafzimmer in einem Blockhaus, deren es überall massenhaft giebt, doch müssen dafür Preise bezahlt werden, wie in Nummer 1 und 2 des Berliner Palasthotels. Ist die Temperatur in dem durchheizten Wohnraum mässig, so werden die Kohlen und halb verbrannten Scheite zum Dachloche hinausgeworfen und auf der frei gewordenen Feuerstelle wird ein Fell ausgebreitet, auf dem man schläft, während man über das der Luft zugekehrte Rauchloch ein Fell legt, welches die Bestimmung hat, die im Wohn- und Schlafzimmer befindliche Wärme entweichen zu lassen.

Der kälteste Tag, von dem im Jahre 1896 aus der Nähe des Mondyke berichtet wurde, ein Novembertag, zeigte eine Kälte von -56° Fahrenheit = -40° Reaumur. Da aber gleichzeitig weder Wind noch Schnee herrschte, so war die Kälte zwar sehr empfindlich,

jedoch erträglich. Das Tauwetter begann 1897 in den ersten Tagen des April.

Die Nahrung der Einheimischen am oberen Zuckon besteht aus gedörrtem Fleisch von Renttieren, aus geräuchertem Hirschfleisch und ab und zu, wenn sie gerade zu erwischen sind, aus arktischen Hühnern.



Dittin-Aht-Indianer.

Das Fett der Hirsche gilt als Delikatesse, ebenso das der Musetiere. Salm und andere Fische werden in allen denkbaren Zubereitungen genossen. Dabei hat der Indianer das vor fremdländischen Kochmethoden voraus, daß ihm gewisse Sorten von Fischen auch roh sehr gut munden. Die Diggers (Goldgräber) nähren sich meist von geräuchertem Schinken, der aus den Vereinigten Staaten importiert wird, dazu schmoren sie in Bären- oder Seehundsfett Pfannenkuchen, der,

mit Molasse befeuchtet, vortrefflich schmeckt, dazu wird Thee und Whisky getrunken. Sie kochen meist selbst, weil eine Köchin 100 Dollars Wochenlohn erhält. Die vielen Anhänger von der strikten Observanz halten sich an das erstere, leichtlebende Naturen an das letztere Getränk, möglichst mit Sodawasser gemischt, welches als großer Luxus-



Canana-Indianer.

artikel gilt. Aus dem importierten und mitgebrachten Mehl wird Brot gebacken. Auffallend ist, daß die Indianer den Thee, den die Diggers von Hause mitbringen, nicht goutieren. Sie sagen, sie seien an besseren gewöhnt. Dies hängt so zusammen, daß die früheren Besitzer des Landes, die Russen, den besten Thee mitbrachten, den es überhaupt in ihrem Lande giebt. Dadurch ist die Zunge der Indianer auf diesem Gebiete verwöhnt worden. Auch in früheren Zeiten kam

es vor, daß in den Fällen, wo ein habgieriger Kaufmann aus Spekulation eine zweite oder gar dritte Sorte von Thee einführen wollte, die Indianer diesen Thee nicht geschenkt nehmen wollten. Sie kennen eben nur feinsten russischen Thee.

Auch vertilgen die Indianer unendliche Mengen von Weißfischen, geräuchert, geröstet und geschmort. Der Schwarzfisch dient hauptsächlich als Hundefutter, doch reservieren sich die Europäer hiervon, wo es angeht, die große und fette Leber. Die Speisefarte der Indianer ist noch viel reichhaltiger als die der Europäer, da letzterer auf nachfolgende Gerichte, zu denen der Indianer, im Falle er hungrig ist, gern greift, Verzicht leistet: zähes Fleisch von Reiher, Eulen, Falken, Krähen und Marden.

Kleine Himbeeren und eine Art von Blaubeeren kommen überall vor; in Seehundsfett gekocht, gelten sie als Lckerbissen, auch werden sie für den Winter eingemacht. Wenn man sie in dieser Jahreszeit aus dem Schnee herausholt, so schmecken sie ganz frisch. Rohes Rennthierfett gilt ebenfalls als Genuß, und ein Indianer kann einem weißen Gaste keine höhere Achtung beweisen, als wenn er ihm ein Stück Bullenfett überreicht. Der Fischefang ist im oberen und unteren Zulon so ergiebig, daß es an Fischen im Sommer wie Winter niemals Mangel giebt. Die Indianer fangen sie mittels eines Stodes, an dem ein gekrümmter eiserner Haken steckt, mit großartiger Virtuosität. Sie sehen die Fische unter dem Wasser, wo wir noch gar keine Ahnung davon haben, und dann spießen sie dieselben mit wunderbarer Treffsicherheit auf. Von europäischen Angeln und sonstigen Hilfskünsten, um der Fische langsam Herr zu werden, wollen sie gar nichts wissen, das ist ihnen viel zu umständlich.

Intelligente Kaufleute, die mit den Indianern Handel treiben, nehmen die Gewohnheiten der letzteren in Bezug auf Kleidung, Wohnung und Ernährung gern an und stehen sich wohl dabei, denn diese Gewohnheiten sind rationell. Die Indianer bestreben sich, mit dem vorlieb zu nehmen, was die Wälder, die Seen, die Flüsse gutwillig hergeben. Je bedürfnisloser der Mensch in diesen arktischen Gegenden

ist, desto besser ist es für seine Gesundheit. Handelt es sich doch für ihn darum, mit denselben so weit hauszuhalten, daß er nach zwei bis drei Jahren wieder aus dem Lande herauskommt, denn ein Dezzennium in demselben zuzubringen oder gar das ganze Leben, ist noch keinem einzigen Weißen in den Sinn gekommen.

Man muß auch dem Indianer keine neuen luftullischen Genüsse heizubringen suchen, das bringt ihn nur aus seiner ruhigen Fassung. Einmal gab ein Reisender einem Cojukon-Indianer, der schon weit herumgekommen war und so leicht nicht in Erstaunen über etwas Neues, das man ihm zeigte, geriet, Cahennepfeffer in die Fleischbrühe, worauf er außer Fassung kam und sagte: Mi sabe hyn-hyn, but me no sabe, King George Man muck-a-muck o-lap-it-ski. (Ich weiß vielerlei, aber das wußte ich noch nicht, daß weißer Mann Feuer essen kann.)

Einen kleinen Nebenverdienst können sich intelligente Auswanderer dadurch verschaffen, daß sie allerhand Kinkerlitzchen, wie sie der Berliner Markt fast jedes Jahr neu erzeugt, mit hinübernehmen, um sie gelegentlich an Indianer zu verhandeln. Cojukon- und Tanana-Indianer, welche weit reisen und ab und zu nach Fort Zukon und in die Gegend des jetzt verlassenen Fort Selfirk kommen, haben ein kindisches Vergnügen an allerhand kleinen Spielzeugen, wie Brummboppich, Pharao-schlangen, kleine Teufelchen, die bei einem bestimmten Druck aus einer Schachtel herauspringen und wieder in dieselbe eingeschlossen werden können. Auch Hferlochner Messer mit vielen Klingen, besonders harte und schneeweiße Venetianerperlen, Zuzrevolver und Teschins, kleine Feuerwerkskörper, die in Zinn oder Zink sicher verpackt sind, Armbänder, Glasperlen, Brennspiegel, Vergrößerungsgläser sind beliebte Artikel. Alle Sachen müssen so ausgewählt werden, daß sie ein kleines Volumen einnehmen, so daß man von jedem Artikel mehrere Duzend in einer kleinen Kiste mitnehmen kann, ohne das Gepäck zu stark zu belasten.

Wie unsere vornehmen Damen sich nicht genug Brillanten und Diamanten als totes Kapital in ihren Schmuckkästen aufspeichern können, so lieben es gut situierte Indianerfrauen, sich allerhand Schmuck, wie

oben genannte Perlen, zuzulegen, denen sie so hohen Wert beimessen, daß einmal einem Engländer für 3—4 beinahe wertlose Perlen ein Duzend Marder- und 6 blaue Fuchspelze angeboten wurden. Selbstverständlich wurde der Handel perfekt. Die Hauptsache ist dabei immer, daß man dem Indianer nicht viel auf einmal zeigt oder gar anbietet, sondern daß man ihn einzelne Gegenstände bewundern läßt und anfangs so thut, als wolle man sich auf nichts einlassen und könne sich von der Sache nicht trennen.

In Canada gültige Minengesetze.

Es liegt im Interesse aller Goldsucher, die nach Klondyke gehen, daß sie sich mit den in Britisch=Columbia gültigen Minengesetzen bekannt machen. Diese Gesetze bestehen im Dominion von Canada, allwo sie auf Veranlassung des canadischen Kronrates in Kraft gesetzt wurden, seit Mai 1897.

Es sei hier von vornherein bemerkt, daß zwischen Angehörigen der Vereinigten Staaten und Britisch=Columbia kein Unterschied gemacht worden ist.

Unter „Bar-diggings“ bezeichnet man irgend einen Flußabschnitt, über welchen das Wasser hinweggeht, wenn es sich im Zustande der Flut befindet und welcher bei niedrigem Wasserstande trocken liegt. Im Deutschen wäre der Ausdruck zu übersetzen mit „Goldwäschereien auf Sandbänken.“

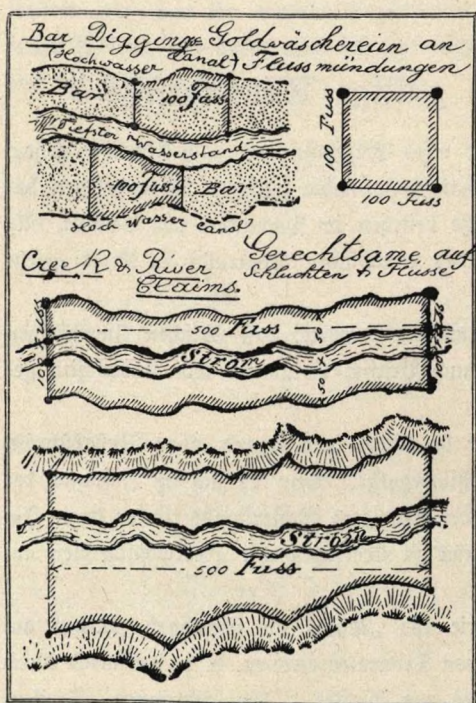
Eine andere Kategorie ist: „Mines on benches“, Minen auf Bänken, zum Unterschied von Trockenwäschereien, d. h. Auffinden durch Schütteln ohne Anwendung von Wasser. „Dry diggings“ (Trockenwäschereien) nennt man diejenige Art der Goldgewinnung, wo Gold gefunden wird, ohne daß Wasser zur Anwendung kommt und bis zu welchem der Fluß nicht hinlangt.

Auf den Titel Miner (Goldsucher) hat jedermann weiblichen oder männlichen Geschlechts Anspruch, vorausgesetzt, daß er das Alter von 18 Jahren erreicht hat.

In dem Ausdrucke „Claim“ (Mutung, Gerechtsame) ist das persönliche Recht des Besitzers enthalten, in einer Placermine oder Gold-

wäscherei während einer bestimmten Zeit das Besizrecht auf die in seinem Grund und Boden gefundenen Gegenstände ausüben zu dürfen.

Unter dem Ausdruck „Legal post“ (Gesetzlicher Ständer) ist ein Pfahl verstanden, der nicht höher als 4 Fuß über dem Grund und Boden hervorragt und an allen vier Seiten mindestens 1 Fuß im



Geviert hat. Alle vier Seiten sollen um mindestens 4 Zoll über die Oberfläche des Wassers hinausragen. Gleichbedeutend mit einem solchen Pfahl ist jeder Stummel oder Baum, der unter Beobachtung der eben genannten Vorschriften abgehauen und auf allen vier Seiten so zugerichtet worden ist, daß er den eben angegebenen Eigenschaften entspricht.

Unter „Closed Season“ (geschlossene Saison) versteht man diejenige Periode des Jahres, während welcher Placer-Mining aufgehoben ist.

Gerechtsame betreffend.

Dieser Zeitabschnitt wird durch den Goldkommissar, in dessen Distrikt der „Claim“ liegt, festgestellt.

„Locality“ (Örtlichkeit) nennt man das Territorium längs eines Flusses, nämlich hier das Hauptgebiet des Tufon und seiner Nebenflüsse.

Der Ausdruck „Mineral“ schließt alle Sorten von Gestein und Edelmetalle in sich mit alleiniger Ausnahme der Kohle.

Natur und Ausdehnung der Claims.

1. Bar-diggings. Ein Streifen Land von 100 Fuß Weite und Höhe, ohne Rücksicht darauf, ob der Fluß sehr hoch oder sehr niedrig ist.

2. Die Seiten eines „Claims“ auf Bar-diggings werden gebildet durch zwei parallele Linien, die so nahe als möglich im rechten Winkel zum Strom laufen und die durch vier legale Ständer markiert werden, einer an jeder scharfen Ecke des Claims am nächsten Wasserstandpegel und einer an der niedrigsten scharfen Ecke. Einer der Pfosten, an welchem der höchste Wasserstand markiert ist, soll den Namen des Miners und das Datum, von wann sein Claim ausgestellt wurde, enthalten.

3. Das Recht der Goldtrockenwäscherei erstreckt sich auf 100 Fuß im Geviert. Hier greift ebenfalls die Vorschrift Platz, daß an einem der Pfosten der Name des Besitzers, sowie auch das Datum, von welchem die erteilten Rechte anfangen, deutlich geschrieben ist.

4. Schluchten- und Fluß-Claims sollen 500 Fuß lang sein, gemessen nach dem normalen Laufe des Flußbetts, und sie sollen in der Weite eine Ausdehnung haben, die von Basis zu Basis des Hügels oder der Bank auf jeder Seite gemessen ist; wenn aber die Hügel oder die Bänke eine geringere Ausdehnung haben als 100 Fuß, so berechnen die Claims auch dazu, nach der Tiefe zu graben.

5. Bench-Claims sollen 100 Fuß im Geviert haben.

6. Bei Begrenzung der Ausdehnung von Claims sollen dieselben horizontal ohne Rücksichten auf Unebenheiten gemessen werden.

7. Im Falle eine oder mehrere Personen eine neue Mine entdecken, und falls eine solche Entdeckung zur Zufriedenheit des Goldkommissars nachgewiesen ist, soll für Bar-diggings ein Ausnutzungsrecht von 700 Fuß in der Länge erteilt werden. Eine neue Schicht Gold enthaltende Erde oder Sand, die sich in einer Örtlichkeit befindet, wo man die Claims aufgegeben hat, soll so betrachtet werden, als ob es sich um eine neue Mine handelt, ohne Rücksicht darauf, daß diese Mine früher in einer wagerechten Fläche, die von der jetzt ausgenutzten Fläche verschieden ist, ausgebeutet wurde.

8. Die Formalitäten, unter welchen die eben besprochenen Rechtsansprüche gewährt werden können, sind in einem besonders aufgestellten Schema enthalten.

9. Unter der Voraussetzung, daß sich diejenigen Örtlichkeiten, auf welche ein Claim genommen werden soll, in dem Umkreise von 10 Meilen vom Sitz des Goldkommissars befinden, soll binnen drei Tagen der Claim durch denselben publiziert werden. Für jede weiteren 10 Meilen, die von dem Sitz des Goldkommissars entfernt sind, soll ein Tag zugegeben werden.

10. Im Falle der Goldkommissar abwesend ist, kann das Protokoll über einen Claim auch durch Unterbeamte aufgenommen werden.

11. Der Anspruch soll nicht protokolliert werden, es sei denn, daß es durch den Finder selbst beantragt wird. Über die Verhandlung soll ein Protokoll aufgenommen und dem Nachsuchenden eine Abschrift erteilt werden.

12. Bei der ersten Eintragung ist eine Abgabe von 15 Dollars zu entrichten. Für jedes folgende Jahr sind je 100 Dollars zu zahlen. Diese Eintragungsgebühren werden auch dann erhoben, wenn es sich um eine Örtlichkeit handelt, die von einem Vorgänger aufgegeben wurde.

13. Kommt ein Gesuchsteller in die Lage, die Grenzen seines Claims amtlich feststellen lassen zu müssen, so wird eine solche Rechtshandlung so betrachtet, als ob er seinen Anspruch verwirkt hätte.

14. Die Eintragung des Inhabers eines Claims auf Placer-Mining muß alljährlich erneuert und der Anspruch jedes Jahr von neuem vorgebracht werden. Desgleichen sind die Eintragungsgebühren jedes Jahr neu zu zahlen.

15. Kein Miner soll mehr als eine Lizenz oder einen Claim auf seinen Namen eintragen lassen; dagegen ist es ihm unverwehrt, Berechtigungscheine anderer Personen zu kaufen. Desgleichen ist es auch mehreren Personen, die Rechte erworben haben, gestattet, ihre Gesamtrechte zu vereinigen und gemeinschaftlich auszuüben.

16. Bei jeder Besitzveränderung in Bezug auf einen Claim, sei es im Wege des Kaufs oder sonstiger Abtretung, muß der Vorfall ins

Grundbuch eingetragen werden, wobei eine Gebühr von 12 Dollars zu zahlen ist. Hierüber wird dem Antragsteller eine Urkunde nach einem feststehenden Schema ausgestellt werden.

17. Während der ganzen Dauer der Lizenz soll der betreffende Inhaber das Recht haben, auf seiner Mine zu arbeiten, sich ein Wohnhaus zu bauen, aber er erwirbt dadurch keine Grundstücksrechte. Der Goldkommissar ist dazu berechtigt, den Inhabern von Nachbargrundstücken solche zu erteilen bezw. sie in der Ausübung der Rechte zu schützen, wie er es für notwendig erachtet.

Desgleichen kann auch der Goldkommissar Erlaubnissscheine erteilen, wonach die Inhaber bestimmter Claims gestatten müssen, daß sich die Nachbarn auf den Grundstücken, wo jene ihre Lizenz ausüben, Holz und andere zum Betriebe der Minen nötige Artikel holen können.

18. Jeder Miner ist dazu berechtigt, sich des Wassers, das durch seinen Claim fließt, zu bedienen. Er ist auch berechtigt, Bewässerungsanlagen zu machen, wie es der Goldkommissar nach Lage der Dinge für zweckmäßig hält.

19. Wird ein Claim während dreimal vierundzwanzig Stunden nicht ausgenutzt, ausgenommen Krankheit oder andere triftige Ursachen, so soll das betreffende Recht für erloschen angesehen werden. Der Goldkommissar ist berechtigt, dann anderweitig über den betreffenden Claim zu verfügen.

20. Im Falle dasjenige Land, auf welches ein Claim eingeschrieben wird, kein Krongut ist, liegt es derjenigen Person, die auf dasselbe dauernde Rechte ausüben will, ob, den Nachweis zu erbringen, daß er das betreffende Land von dem betreffenden rechtmäßigen Besitzer erworben hat.

21. Hat der, der eine Strecke Landes okkupiert, kein Patent hierüber empfangen, so muß der Kauffschilling für die Grundstücksrechte bei der Staatskasse deponiert werden. Der Partei, welche Minenrechte ausüben will, muß eine Urkunde hierüber ausgestellt werden. Die Kauffschillinge, die auf diese Weise eingehen, werden einstweilen interimistisch verwahrt, bis der frühere Besitzer sich meldet und seine Rechte geltend macht, oder dem neuen Erwerber wird die entfallende Summe à conto

darauf, daß er ein Grundstück unter festgestellten Bedingungen erworben hat, gutgeschrieben.

22. Wenn die neue Partei, die Minenrechte erlangt hat, keine Verständigung bezüglich der Grundstücksrechte erzielen kann, so schreibt das Gesetz vor, daß sie den Eigentümer, Agenten oder thatsächlichen Occupanten auffordert, einen Schiedsrichter zu ernennen, der mit Hinzuziehung eines anderen Schiedsrichters und eines Obmannes feststellt, welche Entschädigung dem ursprünglichen Eigentümer zu zahlen ist. Der gleiche Paragraph formuliert die Formen, wie die Sache unter Vermeidung lästiger Formalitäten zu erledigen ist. Dem früheren Besitzer muß man eine Aufforderung zugehen lassen und, falls die Versuche einer gütlichen Austragung scheitern, entscheidet der Goldkommissar aus eigener Machtvollkommenheit, was recht sein soll.

23a) Sind die Schiedsrichter zusammengekommen, so sollen sie vereidigt werden, und es soll dann ihr Spruch nach bestem Ermessen so gefällt werden, daß dem alten Besitzer kein Schaden zugefügt wird, daß aber auch der neue Kandidat für das betreffende Land nicht daran gehindert wird, aus dem aufgegebenen Lande Nutzen zu ziehen.

b) Bei Feststellung der Summe soll der Sachverständige den Wert des Landes nach einem feststehenden allgemeinen Schema abschätzen und nicht etwa mit Rücksicht darauf, ob auf dem betreffenden Terrain eine wertvolle Goldmine aufgefunden worden ist oder nicht.

c) Können sich die Schiedsrichter nicht verständigen, so haben sie sich über die Wahl einer dritten Person als Obmann zu verständigen, und, wenn sie sich auch dabei nicht einigen, so bestimmt der Goldkommissar, was Rechtens sein soll.

d) Die Urteilsprechung in solchen streitigen Fällen hat stets schriftlich zu geschehen. Sie ist endgültig und gewinnt dadurch, daß der Goldkommissar seine Unterschrift beisetzt, Rechtskraft.

Wenn über die Auslegung des Gesetzes Streitigkeiten entstehen, so liegt es dem Privy Council des Gouverneurs ob, auf Grund des Gesetzes vom 9. Februar 1889, das Richtige zu finden und dies Gesetz authentisch auszulegen.

Die englischen Lügenberichte

sind vom Beginn der ganzen Klondykebewegung unentwegt die gleichen geblieben. Um den Klondyke nebst Umgegend recht gruselig erscheinen zu lassen, wurden die ältesten Leute ausgegraben. Die „Times“ ließen sich aus Washington von einem englischen Landsmann und Korrespondenten am 23. Juli telegraphieren:

„Ein Bergmann, welcher von Klondyke in Great Falls (Montana) angekommen war, erzählte von den Strapazen, welche er in dem wilden Goldlande während seines dreijährigen Aufenthaltes erlitten hat. Er hat während der Zeit 2000 Gräber von Goldgräbern gesehen. (Man bittet das Wort „gesehen“ wohl zu beachten.) Die meisten waren verhungert. Doch sagt er auch, daß es sehr viel Gold giebt.“

Anfangs August tauchte dann diese Nachricht in Berlin in folgender Fassung auf: „Ein Bergmann, welcher von Klondyke in Great Falls (Montana) angekommen war, . . . hat während der Zeit seines dreijährigen Aufenthaltes im Goldlande 2000 Gräber graben gesehen.“

Dieser alte Bergmann hat dann auf seiner Rundreise durch die europäischen Blätter Schule gemacht, und fast alle Redaktionen Berliner Blätter, welche hauptsächlich mit Schere und Kleistertopf hantieren und dabei kleine Schlaglichter aufsetzen, druckten die Notiz einfach nach. Vierzehn Tage später mußte die sensationelle Meldung noch einmal als Vorspann dienen, und so konnte man in einem weit verbreiteten Berliner Blatte lesen: „Ein alter Bergmann, welcher von Klondyke in Montana angekommen ist, sagte aus: In drei Jahren habe er

2000 Gräber am Klondyke gegraben. (Hört! hört!) Die meisten seien Hungers gestorben.“ (Wer? Die Gräber?)

Nebenbei bemerkt ist das der Gipfel der Gedankenlosigkeit. Alle Berichte melden, daß Dawson City erst im Mai dieses Jahres gegründet worden ist und daß, als die ersten Goldgräber mit Goldklumpen und Goldsand beladen von dort zurückkehrten, nicht mehr als 300 Menschen dort waren. Allerdings erfolgte dann sofort massenhafter Zuzug, aber auch heute (Anfangs Oktober) sind noch keine 2000 Menschen an Ort und Stelle, während vielleicht 6000 auf dem Wege dorthin sich befinden.

Der verkrüppelte Bergman aus Montana, der nicht noch einmal über den Chilkutpaß hinüber will, und wenn man ihm 1000 Dollars dafür auf den Tisch legte, der zwar für 6000 Dollars Goldstaub von Klondyke mitgebracht, aber elegisch hinzusetzt: „Für den Ruin meiner Gesundheit ist dieser Ertrag von vier Jahren teuer erkauft“, ist niemals in Klondyke gewesen. Er mag in Miners Range, in der Nähe des Labarge-Sees, er mag am Big Salmon River, am Steward River, am Forty Mile Creek oder am Sixty Mile Creek Gold gewaschen haben, in Dawson City war er nicht.

Im ganzen Forty Mile-Distrikt sind ausweislich eines offiziellen Rapportes im Winter 1896/1897 dreißig Personen mit Tode abgegangen, während der alte Goldgräber aus Montana 2000 Gräber „gegraben“ hat. Man sollte den gedankenlosen „Trommelschlägern der Menschheit“ in Berlin Adam Riese's Rechenbuch zum Präsent machen, damit sie mit seiner Hilfe ausrechnen können, daß der Mann, der täglich ein Grab gräbt, in vier Jahren erst 1460 fertig bekommen kann und der Mann mußte doch auch noch einige Stunden freie Zeit haben, um für sich etwas Goldstaub zusammen zu suchen. Außerdem erzählt der biedere alte Goldgräber aus Montana auch noch, daß der goldreichste Teil 100 englische Meilen von Klondyke entfernt und unter dem Namen „The black hole of Calcutta“ (das schwarze Loch von Kalkutta) bekannt sei. Dort hausen ihm zufolge frühere Sträflinge, und Mord und Totschlag seien an der Tagesordnung. Die Engländer haben in

der That, als die australischen Minen aufkamen, ihre Staatsgefängnisse entleert und sich auf diese billige Weise unbequeme Kostgänger vom Halse geschafft, aber nach Alaska ist kein einziger amerikanischer Staatsgefangener hinübergekommen. In Dawson City herrscht als oberstes Staats- und Grundgesetz die Respektierung fremden Eigentums, wie alle unparteiischen Berichte rühmend hervorheben. Die canadische Regierung wird mit ihren krampfhafte Versuchen, der erwerbslustigen Menschheit das Goldland Alaska durch systematische Lügen zu verlocken, kein Glück haben, und jeder wird der goldenen Worte des Fürsten Bismarck eingedenk bleiben: „Der einzelne Engländer ist anständig, achtbar und zuverlässig. Der Vorwurf der Lüge ist ihm am schwersten zu machen. Die englische Politik hingegen ist von allem das Gegenteil. Ihre hervorstechendste Eigenschaft ist die Heuchelei, sie wendet alle Mittel an, die der einzelne Engländer verabscheut.“

Was die englischen Blätter „Times“, „Daily Chronicle“ und „Daily Telegraph“ von Sturbut, Hungersnot und unerschwinglichen Preisen der Lebensmittel in Port St. Michael ihren Lesern erzählen, ist eitel Gesunkener, denn die Alaska Trading Company schließt bei der Abfahrt des Prospektors in San Francisco mit allen Passagieren, die sie mitnimmt, Kontrakte auf ein Jahr ab und liefert den nötigen Gebbedarf für 480 Dollars pro Jahr. Bezüglich ihrer Alarm- und Sturmsignale ist den genannten Blättern in dem Punkte Recht zu geben, daß es sich für niemand empfiehlt, eher als Mitte März an einen Aufbruch nach Alaska zu denken.

Es ist empfehlenswert, daß sich immer eine Clique von fünf oder sechs Männern bildet, die die Reise zusammen unternehmen. Ganz entschieden ist davon abzuraten, daß jemand die Reise allein unternimmt, denn auf die Hilfe des Nächsten ist man auf Schritt und Tritt angewiesen. Wie schon an einer andern Stelle erwähnt, belaufen sich die Kosten der Verproviantierung und Ausrüstung auf 100 bis 128 Dollars.

Nachstehendes hat sich zum Mitnehmen quantitativ als praktisch erwiesen:

50 Pfund Mehl, $1\frac{1}{2}$ Pfund Backpulver, 15 Pfund getrocknete Früchte, 20 Pfund Speck, 35 Pfund Bohnen, 10 Pfund Zucker, 5 Pfund Kaffee, 3 Pfund Thee, 6 Pfund Salz, 1 Pfund Pfeffer, 2 Pfund getrocknete Zwiebel, 2 Pakete Streichhölzer; Butter, Milch, Reis, konserviertes Fleisch in Büchsen nach Belieben. Weiter 2 Paar allerschwerste wollene Strümpfe, 1 Paar kanadische „Saragans“ (ein besonders schweres Schuhwerk), 1 Paar deutsche Socken, 2 Paar dichte wollene Decken, ein geöltes Tuch oder Kanवास, ein Mackinaw=Anzug (schwerer Überrockstoff), 2 dicke Flanellhemden, 2 Paar schwere Überzieher, 2 Paar dicke wollene Unterjacken, 1 Paar Gummischuhe (am besten solche mit dem „goldenen Seehund“-Stempel, weil diese nicht plagen), ein Paar Schneeschuhe, ein Paar Schne Brillen, Mütze, Fausthandschuhe und Muskitoneg. Ein Zelt aus schwerem Drillich oder Segeltuch, ein kleiner eiserner Zuckonofen, 3 längere Schornsteinröhren, eine breite Bratpfanne, eine Pfanne zum Backen, eine Kaffee=kanne, ein größerer und ein kleinerer Granitkessel, eine Granitschüssel, eine Granittasse, ein großer Schöpflöffel, Messer, Gabel, Löffel, ein $3\frac{1}{2}$ Pfund schweres Beil, Nägel, Hammer, Säge. Pech und geteertes Berg zum Kalfatern des Bootes und 50 Fuß $\frac{5}{8}$ zölliges Seil.

* * *

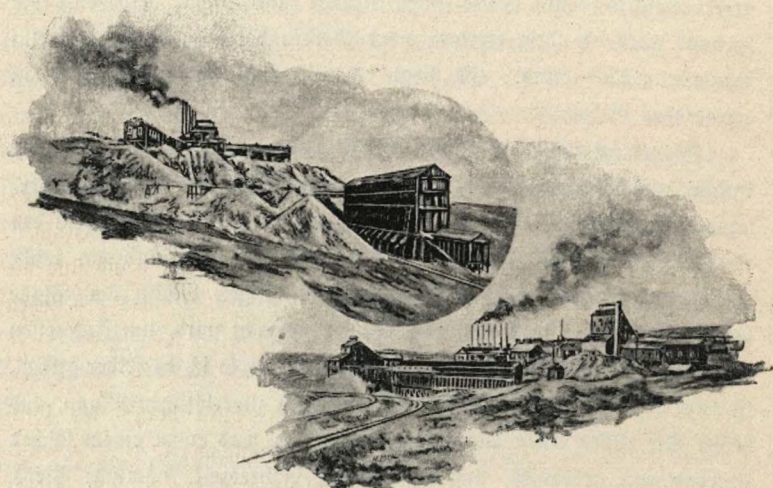
Inzwischen hat sich der Umschwung in der öffentlichen Meinung in England vollzogen. Londoner Blätter melden unterm 20. Sept. 1897 aus dem neuen Goldlande: „Der Kommandeur der Londoner Feuerwehr, Wells, hat einen Brief von seinem Kollegen Deasy in Viktoria, Britisch=Columbien, über die Goldfelder am Klondyke erhalten. Es heißt darin: Die Nachrichten über die neuen Goldfelder sind nicht übertrieben. Es kann einer in einem Tage für 5000 Dollars Gold auswaschen. In den Hütten der Bergleute sieht man fünf Gallonen Öl fassende Kannen mit Goldstaub gefüllt. Leute, welche letztes Jahr keinen Cent besaßen, haben heute ein Vermögen von Hunderttausenden von Dollars. Es

herrscht Mangel an Arbeitskräften. Der Lohn beträgt 15 Dollars den Tag. Ich schreibe Ihnen deshalb, um ja allen armen Leuten abzuraten, die Heimat zu verlassen, wenn sie nicht die Mittel haben, nach der Minengegend zu gelangen. Sie würden bittere Enttäuschungen erleben. Unter 100 Pfd. Sterling kann niemand von hier, Viktoria, hinreisen. Eine Menge von meinen Feuerwehrlenten sind vom Goldfieber angesteckt worden. Vorletzten Monat sind sie nach dem Klondyke gezogen, Britisch-Columbien, der größten Provinz Canadas, steht eine glänzende Zukunft bevor. Niemand sollte nach dem Klondyke reisen, der nicht 1000 Dollars besitzt. Die guten Anteile sind längst vergeben. In Zukunft wird es nötig werden, neue Goldfundorte zu entdecken. Auf Bäumen wächst keins. Es liegt 15—20 Fuß unter der Erde in gefrorenem Boden.“

Ferner schreibt Herr Ernst Hoppe, Attorney at Law and Notary Public, aus Tacoma, Washington, den 31. August 1897 an den Verleger dieses Buches: „Für placer (gold) claims in Alaska werden, den Berichten nach, gegen 1500—50 000 Dollars bezahlt, und um solche Claims zu kaufen, muß man einen zuverlässigen Mann am Platze haben. Die Art und Weise, wie es hier gemacht wird, um Interessen in Placer oder Quarzclaims zu bekommen und wie ich es selber gethan, ist folgende: Sie grubstake*) einen natürlich zuverlässigen Mann, das heißt: Sie rüsten einen Mann aus mit allem, was er zu einem solchen Unternehmen gebraucht, und je nach der Jahreszeit, nämlich: Pferd, Schlitten, Hunde, Zelt, schwere wollene Unter- und Oberkleider, Gewehr, um Wild zu schießen, Angelruten, Schlaffack, worin der Mann, nachdem er sich in Decken eingewickelt, hineinkriecht, Tabak, Zwirn, Briefpapier, Tau ungefähr 100 Fuß, Blechpfoten, Kesseln, Pfannen und Lebensmitteln für ungefähr zwei Jahre. Um alle diese Sachen über das Gebirge zu schaffen, bedient man sich, wenn man kein Packpferd hat, der Indianer, welche gegen 20—30 Cents per Pfund nehmen. Um

*) Grub: graben, ausgraben, aussuchen; stake: riskieren, auf's Spiel setzen, dem Sinne nach soviel wie: Sie suchen sich einen erprobten Goldgräber aus, dem Sie ohne Rückhalt Ihr Gut anvertrauen können. (Anm. d. Herausg.)

einen Mann „auszurüsten“, bedarf es 600—800 Dollars, je nach der Zeit, welche er fortbleiben soll. Die Hälfte des Geldes, welches Ihr Prospektor macht, gehört Ihnen, die andere Hälfte ihm. Ein Bruder von mir geht innerhalb der nächsten zehn Tage. Wollen Sie einen solchen Prospektor nach Alaska senden oder in diesem Staate gold claims kaufen, so stehe ich zu Ihrer Verfügung.“



Goldmine und -Mühle in Butte (Montana).

Die Pelzrobbeinseln.

Im Südosten von Alaska liegt die aleutische Region, die die Halbinsel Alaska, die Aleutenkette und die Pribylow- und Pelzrobbeinseln umfaßt. Das Klima daselbst ist kühl und gleichmäßig mit viel Nebel und Wind, aber weniger Regen als in der Sitka-Region. Die häufig auftretenden Bergkuppen haben mannigfache vulkanische Regel, allein große Gletscher wie in Unter-Alaska sucht man trotz der dem Nordpol mehr zugewandten Region vergebens. Der Baumwuchs fehlt, doch ist der Graswuchs ein üppiger, mit vielen Kräutern und Blumen. Die Aleutenkette ist ein ehemaliger Riß in der Erdrinde, und sind die Inseln zum großen Teil nicht-vulkanischen Ursprungs, sondern bestehen aus krystallinischen und sedimentären Bildungen. Die Aleuteninseln haben zahlreiche Häfen und Ankerplätze. Die Zahl der Inseln ist eine enorm große. Während diejenigen um Sitka herum die Zahl 1000 übersteigen — unzählige haben keine Aufnahme in den Generalstabskarten gefunden —, werden die Inseln um ganz Alaska (Ober- und Unter-Alaska) herum auf 11000 geschätzt. Die Bewohner der Aleuteninseln sind ausnahmslos Fischer, Jäger und Kanoefahrer. Während die Bewohner von Ober-Alaska sich auf ihren Jagden über Schnee und Eis der Hundeschlitten bedienen, sehen die Inselbewohner ihre Fjorde und kleinen Flüsse als Straßen an, in denen sie von ihren Booten (genannt Bidarkies) aus auf Haarrobbe, Salme, Beluga, Dorsch und andere Seefische, sowie auf Wasservögel Jagd machen. Trupps von 10 bis 12 Jägern schließen sich einem größeren Schiff oder einem Schoner an, von wo aus das Erlegen der Fischottern mittels Schußwaffen erfolgt. Die einzelnen Bidarkies umkreisen das zu erlegende

Tier in einem großen Bogen. Kommt das Tier in die Nähe eines Rahnes, so hebt der Jnsasse das Ruder hoch in die Höhe und wird aus gezogenen Büchsen auf dasselbe geschossen. Es taucht dann unter, kommt aber an einer andern Stelle wieder an die Oberfläche, und die Taktik des Erschreckens und Müdemachens wird wiederholt, bis das Tier den Verfolgern erliegt. Im Jahre 1896 betrug der Wert der erlegten Pelze nahezu eine halbe Million Dollars, die sich auf drei Depotstellen verteilen: auf Unalaska, Kadiak und St. Michael. Es kamen zur Strecke 67 000 Tiere, und zwar 1500 Seeottern, 400 Silberfische, 400 Blaufische, 900 gestreifte, 6000 rote und 1000 weiße Fische, 2000 Landottern, 3000 Biber, 15 000 Marder, 12 000 Nerz, 1200 Bären, 10 000 Moschustiere, 500 Luchse, 30 Wölfe, 90 Bielfraße, 1200 Hermeline und 700 Elen- und Musetiere.

In der Beringmeer-Frage hat das Pariser Schiedsgericht neuerdings eine Entscheidung zum Nachtheile der Vereinigten Staaten getroffen. Seitdem wirft sich Bruder Jonathan nach berühmten durch England in den Weltverkehr eingeführten Mustern auf ein Ränkespiel. Er macht nämlich geltend, daß die englischen, bezw. canadischen Fischer die Robben ausrotten, weil sie dieselben im offenen Meere fangen, während die amerikanische Alaska-Handelsgesellschaft den Robbenschlag auf den Pribylow-Inseln übt. Im offenen Meere sei aber, wird behauptet, das Stelldichein der Robbenjugend beider Geschlechter, worauf die Erhaltung der Art beruhe, während an die Inseln alte Herren und unverbesserliche Junggesellen sich zurückzögen, die entbehrlich wären.

Pelzrobben kommen an 24 Stellen im Pacific vor, aber besonders stark in Tanner und Cortez Banks (5° südlich von San Francisco), dicht bei San Francisco auf den Seal Rocks unterhalb von Cliff House, in Portland, Pugetsund, Vancouverinsel, Königin Charlottensund, Sitka, Kaidakinsel, Unalaskainsel und in besonders reichen Mengen um die beiden Pribylowinseln herum. Im Jahre 1887 hatten die Nordamerikaner einen canadischen Schooner gekapert, der angeblich die Rechte der Amerikaner verletzt hatte. Die Engländer klagten vor dem Bundesgerichte in Washington; dasselbe erklärte sich aber für

inkompetent. Nun zogen sich die Streitigkeiten jahrelang hin, bis die Sache endlich 1893 vor das Pariser Schiedsgericht gebracht wurde. Die Pelzrobbe (*Callorhinus ursinus*), eine Art Seehund (in den Karten der Piloten „Fur seal“ genannt), war in Folge der rücksichtslosen Jagd, die auf sie gemacht wurde, dem Aussterben nahe. Es bestand eine Konvention, wonach jährlich nur 7500 Pelzrobben abgeschossen werden durften, in der That stieg aber die Summe beinahe auf das Doppelte. Die Beringmeer-Frage oder die Frage des Robbenfanges im Stillen Ozeane beschäftigte die europäische Presse viele Jahre lang, bis endlich das Pariser Schiedsgericht im wesentlichen beschloß, daß die alte Konvention, „Abschuß von 7500 Stück jährlich“ aufrecht erhalten bleiben sollte. Zwei weitere Bestimmungen besagten:

a) In einem Umkreise von 60 Seemeilen oder einem Breitengrad um die Pribylowinseln herum ist das Töten, Fangen und Verfolgen der Pelzrobbe zu jeder Zeit und unter allen Umständen für immer verboten. (Diese scharfe Fassung war dadurch bedingt, daß hier, wo alljährlich mehrere Millionen dieser Tiere zur Absetzung der Jungen ans Land kommen, ein Platz geschaffen werden mußte, wo die Tiere ein sicheres Gebiet für die Fortpflanzung der Art besitzen.)

b) In jedem Jahre ist während der Zeit vom 1. Mai bis 31. Juli in allen Teilen des Stillen Ozeans, die nördlich von 35° nördl. Br. und östlich von 180° von Gr. liegen, eine Schonzeit für daselbe Tier eingeführt.

c) Die Hoheitsrechte sind auf einen Küstenstrich von drei Statutenmeilen begrenzt.

Die Missionen.

So dünn auch das Land Alaska bevölkert sein mag, so ausgedehnt und häufig wiederkehrend sind die Plätze, wo die Missionsgesellschaften aller Völker den Hebel angesezt haben, um die Indianer und Eskimos zum Christentum zu bekehren.

Es vergeht fast kein Jahr, ohne daß eine neue Kirche gebaut wird, und zwar in der stattlichen Ausdehnung von 90 auf 80 Fuß, mit zwei Türmen, Glockenturm u. Die griechisch-katholischen Kirchen werden seit 30 Jahren, also seit dem Abzuge der Russen noch heute durch die Munifizenz des russischen Kaisers in stand erhalten, und die angestellten Popen erhalten die Besoldung aus der Privatschatulle des Zaren.

Wo eine neue Kirche gebaut wird, wird auch dicht daneben eine Schule aufgethan, und die Besucher der Weltausstellung zu Chicago von 1893 erinnern sich wohl noch der schier zahllosen Schreibhefte von kleinen Indianern, die in der Abteilung für das Unterrichtswesen ausgestellt waren, um den Fortschritt der Indianer auf dem Gebiete des Wissens und der Kultur zu veranschaulichen.

In Unter-alaska hat besonders die presbyterianische Gemeinde festen Fuß gefaßt. Eine ihrer Niederlassungen befindet sich am Fort Wrangel, eine andere auf der Prince of Walesinsel unter den Missionaren Jackson und Klawak. In Sitka beherrscht die griechisch-katholische Kirche das Feld. Auf der Insel Douglas sind die Quäker verbreitet. In Juneau giebt es Presbyterianer und Römisch-katholische. In Haines am Fuße des Chilkutpasses Presbyterianer. In Yakutat, dort, wo der St. Elias-Berg seine Riesengletscher in den Pacifischen Ozean abstürzen läßt, finden wir Swendenborgianer. In Bethel am Kusko-

quimsfluß besitzen die Herrenhuter den größten Einfluß, auf dem rechten Ufer des eben genannten Flusses die Römisch-katholischen, desgleichen an seinem Oberlaufe in Oshagamute. An der Mündung des Tuckon finden wir Römisch-katholische. Im Flußgebiete stromaufwärts, in der Gegend von Anvik, stoßen wir wieder auf Episcopale. Ein paar hundert Meilen weiter westlich in St. Michaels am Norton finden wir Griechisch-katholische, in Unalaklik Schwedisch-evangelische. In Nulato, also den Tuckon höher hinauf, predigt die episcopale St. James-Mission das Evangelium, am Procupinesfluß beim Fort Tuckon die „Englische Kirche“. Sie ist auch die herrschende in dem neuerdings vielgenannten Fort Cudahy und in dem früher verlassenen, jetzt aber wieder aus dem Schutt der Vergessenheit hervorgezogenen Fort Selfirk.

In seinen Ruinen entsteht neues Leben. Dort werden im Stile, wie es für die Angestellten der Pelz-Compagnie Sitte ist, mächtige Blockhäuser aufgebaut, in denen zu gleicher Zeit mehrere hundert Menschen, die einfache Ansprüche machen, kampieren können. Aus alledem geht hervor, daß für die Befriedigung des Bedürfnisses an geistiger Nahrung der Alaskaner reichlichere Vorsorge getroffen ist, als für die materiellen Notwendigkeiten.

Man muß das Sektierewesen in Pennsylvanien und in den übrigen Staaten von Nordamerika kennen gelernt haben, um sich einen Begriff davon machen zu können, wie die einzelnen Sekten gleich dahinter her eilen, wenn sich neue Städte mit einer großen Anzahl neuer Bewohner aufthun. Da treten fast alle Missionen in Konkurrenz und nicht zuletzt die Heilsarmee, welche meistens über ein leidlich gutes Orchester zu verfügen pflegt.

So trifft gegenwärtig ein Süddakotaner, Namens L. M. Kernan in Na, Vorbereitungen zur Beförderung von 300 heiratsfähigen Mädchen, die im nächsten Frühjahr an den Klondykefluß speidiert werden sollen, um daselbst in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Kernan zahlt die Reisekosten, erwartet aber trotzdem mit einem erheblichen Nutzen abzuschließen, da die glücklich an den Mann gebrachten Damen ihm die aufgewandten Kosten zweimal ersetzen sollen.

Er ist ein glaubensstarker Presbyterianer, und die Ehrlichkeit seiner Absichten wird von niemand ernstlich in Zweifel gestellt.

Auch ist die Annahme ausgeschlossen, daß es sich hier etwa um einen Mädchenschacher oder sonst um Anwendungen von Praktiken handelt, bei denen der Unternehmer das Zuchthaus mit dem Ärmel streift. Zwei andere Gottesstreiter, Herr S. S. Young aus Ohio und Herr E. A. Mc Ewen aus Missouri, sind nach Juneau gegangen, in Verfolgung der Absicht, den neuen Gemeinden am Bonanza, am El Dorado und am Dominionfluß das Wort Gottes zu predigen.



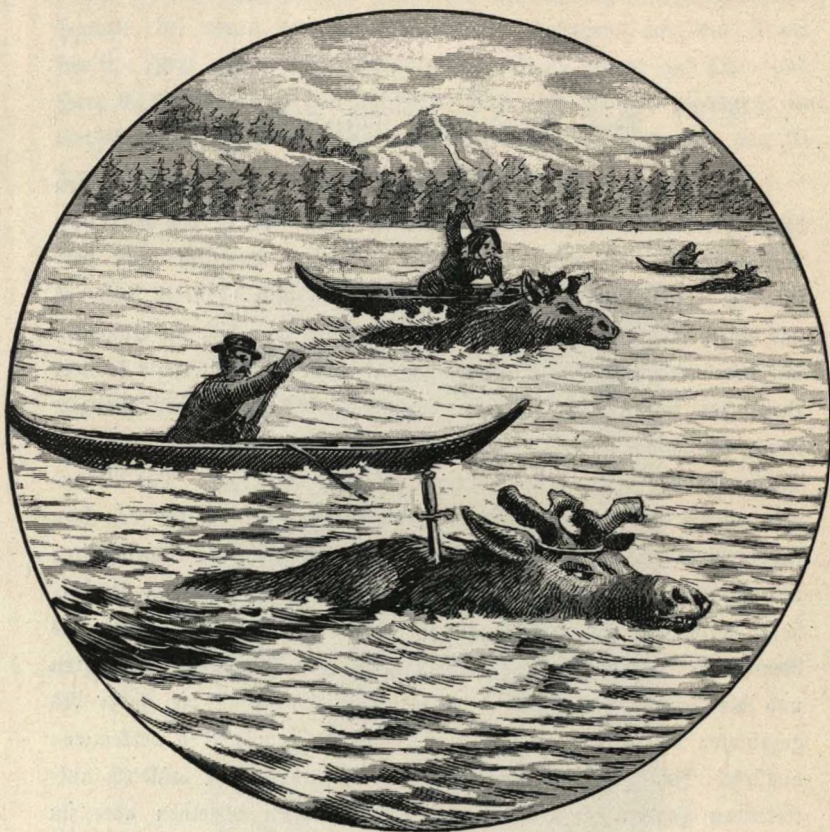
Passagierin der 'Excelsior'.

Die Jagd auf Musketiere.

Die Musketiere oder Rentiere (*Rangifer H. Sm.*) bewohnen den hohen Norden der Alten und der Neuen Welt. Es ist das Karibou Nordamerikas, von dem europäischen Rentiere spezifisch nicht verschieden. In der Regel ist es 2 Meter lang und 1 Meter hoch; es hat einen 15 Centimeter langen Schwanz und kann sich an Schönheit mit dem europäischen Hirsch nicht messen. Der am Hinterteile breitere Leib, der starke und zusammengedrückte Hals, der plumpschнауzige Kopf, die kurzen Ohren, die kleinen und mit Haarbüscheln bedeckten Thränengruben geben dem Tier ein unschönes Aussehen. Das Männchen ebenso wie das Weibchen tragen ein Geweih, welches von dem kurzen Rosenstock an bogenförmig gekrümmt, fingerförmig eingeschnitten und schwach gefurcht ist. Sein Pelz ist sehr dicht und am Vorderhals verlängert sich das Haar zu einer Mähne. Die Farbe des Rentieres ist ein schmutziges Weißgrau. Die Innenseite der Ohren und die Fersen sind blendend weiß. Dunkelbraun ist die Farbe des gezähmten Rentieres, welches im Vergleiche zum wilden verkommen aussieht. Im Winter suchen die großen in Alaska sehr zahlreich auftretenden Herden die Wälder auf und verlassen dieselben aber im Frühjahr, weil sie dann in den baumlosen Ebenen bessere und reichlichere Nahrung auffinden.

Die Musketiere kommen in Rudeln bis zu hundert Stück vor. Die Tiere gehen und laufen schnell, sie schwimmen vorzüglich, wittern auf sehr weite Entfernungen und sind sehr scheu und vorsichtig. Im Sommer nähren sie sich von Alpenpflanzen, im Winter von Flechten und Moos, welches sie sich mit den Hufen unter dem Schnee heraus-

fragen. Sie fressen auch Schößlinge und Baumrinden. Um Weihnachten oder Neujahr wechseln sie das Geweih. Die Brunstzeit fällt in den Herbst und im April kommen die Jungen zur Welt.



Musketierjagd auf dem Wasser.

Die Musketiere sind für die Indianer und Eskimos die Grundlage ihrer gesamten Existenz. Alle denkbaren Fisch-, Jagd- und Hausgeräte werden aus den Geweihen und Knochen derselben verfertigt. Aus den gespaltenen Schienbeinknochen werden Werkzeuge fabriziert. Mit dem Gehirn wird das Fell gegerbt. Aus den ungegerbten Häuten

werden Riemen geschnitten und Boote gemacht. Aus den Sehnen des Rückens werden Seile geflochten. Fleisch, Knochenmark, Blut werden gegessen.

Auf ein Tier, das dem Hausstande so enormen Nutzen bringt, wird natürlich stark Jagd gemacht. Auf dem Lande wird ein großer Platz — groß genug, um für ein paar Hundert Tiere Raum zu geben — abgesteckt und eingezäunt. Dann wird unter geschickter Benutzung des Terrains eine Art von Defilé gewählt, durch das ein Rudel hindurchgetrieben wird, und so werden die Tiere in einen abgeschlossenen Raum getrieben, aus dem es für sie kein Entrinnen mehr giebt. In gedeckter Stellung, hinter einem Baumstamm stehend, fällt es dann dem Indianer nicht schwer, die eingesperrten und ängstlichen Tiere abzuschießen.

Die Jagd zu Wasser geht auch ohne erhebliche Schwierigkeiten vor sich. Nur bedient sich der Indianer auf dem Strom lieber eines Hirschjägers oder eines dolchartigen langen Messers anstatt der Schußwaffe.



Treibjagen auf Mussetiere.

St. Michaels

oder, wie es auf Russisch heißt, Michaelowski steht jetzt im Vordergrund des Interesses, weil von hier aus die Reise nach Dawson City auf dem Flußwasserwege ihren Anfang nimmt. Schon vor 30—40 Jahren war St. Michaels die Hauptstation der Russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft und ist es auch bis auf den heutigen Tag geblieben, ungeachtet, daß sie vorübergehend ganz aufgehoben war. Der gute Hafen von St. Michaels ($63^{\circ} 28'$ nördl. Br. und $16^{\circ} 44'$ westl. L. von Greenwich) sichert ihre diese prädominierende Stellung. Die Insel St. Michaels besteht aus porösen Lavafelsen. In früheren Zeiten soll die Insel total vom Meere bedeckt gewesen sein und die Mameluten behaupten, die Insel sei eines schönen Tages zu Anfang dieses Jahrhunderts aus dem Meere herausgewachsen. Große Schwierigkeiten verursacht die Beschaffung guten Trinkwassers, da das leicht erhältliche brakig ist und nach Schwefel schmeckt, wie dies bei Inseln vulkanischer Entstehung häufig beobachtet wird. Zum Heizen wird Treibholz, das sich an den Mündungen des Zukon ansammelt, verwandt, da die Winde es trotz der großen Entfernung in reichen Mengen im Nortonsund anschwemmen.

Die Eisbildung im Nortonsund und an der Mündung des Zukonflusses beginnt in der Regel im Oktober, und dann ist es auch mit dem Befahren des Stromes bis zum kommenden April oder Mai aus. Die Krümmungen des Zukon an seiner Mündung sind so gewaltige, daß er die Konturen eines vollständigen Hufeisens beschreibt, und daß der Landweg von St. Michaels nach Unalakleet nur 240 englische Meilen beträgt, während die Wasserfahrt einen Weg von 600 Meilen zurücklegen

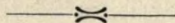
muß. Die Pelzhändler reisen deshalb auf Schlitten und mit Hunden, wobei ein Schlitten bis zu 300 Pfund mit Waren belastet zu werden pflegt.

Infolge der an der Küste wehenden starken Winde ist das Klima am Nortonsunde erheblich kälter wie im Innern des Landes zu beiden Ufern des Zukonstromes.

Am Nortonmeer kommen viele Seehunde vor. Dieses für die eingeborenen Indianer überaus wertvolle und nützliche Tier liefert nicht nur Nahrung (Thran und Speck) und Kleidung (Fellröcke, Pelzkittel, Hosen), sondern auch Leder für die Kanoes, Fischneze (Neusen), Lasso's, mit denen die Musetiere eingefangen werden, Stiefelsohlen, Seile und Sehnen, mit denen Kisten und Ballen auf den Schlitten fest angebunden werden, Wände und Tapeten in den Hütten, um den kalten Luftzug abzuhalten. Der Zwischenhandel der Pelzhändler mit den Eingeborenen erstreckt sich auf alles Denkbare: Hasen, Hühner, Marber und andere Tiere, sodann Spielsachen, alte Gewehre mit Steinschlössern, Thee, Kaffee u. s. w.

Am Nortonsee bis hinauf zum Golowinsund wohnen hauptsächlich Mameluten, ein kräftiger Menschengeschlag, unter dem man häufig Leuten von sechs Fuß Größe begegnet und die im großen Ganzen auf einer höheren Stufe der Kultur stehen als die Binnenindianer. Sie kleiden sich in dichtbehaarte Renntierfelle. Mit guten Hunden und nicht zu schwer bepackten Schlitten lassen sich täglich Strecken von 15—20 englischen Meilen zurücklegen, das macht auf die Strecke von St. Michaels nach Unalakleet 10—12 Tage. Im Sommer legen die flachen Boote der Alasca Commercial Company den gleichen Weg zu Wasser in 8—10 Tagen zurück, indem man per Tag 60 nautische Seemeilen absolviert. Stromabwärts kommt man spielend 100 Meilen per Tag und Nacht vorwärts. Was die aufgewandte Zeit anbelangt, so hat keine der genannten Strecken vor der anderen etwas Wesentliches voraus, jedoch liegt es in der Natur der Sache, daß der Wasserweg im Sommer, der Landweg aber im Winter zur Anwendung kommt. Auf dem Landwege wird die indianische Siedelung Igtagalik berührt,

wo man Vorräte zweckdienlich auffrischen kann. Den Wert ihrer Hände Arbeit schätzen die Indianer von Igtagalik nicht besonders hoch ein, denn es ist erst vor wenigen Jahren vorgekommen, daß sie ein schönes, mit guten Fellen ausgeschlagenes Boot, in dem zwei Leute Platz hatten, für 10 Dollars käuflich abtraten. Bei dem Dorfe Ululuk kommt man an den Strom gleichen Namens, der sowohl durch seine Stromschnellen, als auch durch die in ihm entspringenden heißen Quellen berühmt ist. Der Ululuk wird an dieser Stelle überschritten, was seitens der Eingeborenen mit Hilfe von Schneeschuhen geschieht. Nach wenigen Tagen kommt man dann an den Niederlassungen Bersola, Soska und Boltog vorbei an ein Plateau, von dem sich der Weg zum Zukonstrom hinabsenkt. Hier macht der fünf englische Meilen breite Strom einen imposanten Eindruck und gleicht fast einem Meere. In drei weiteren Tagen gelangt man endlich nach der Hauptstation Kulato. Die ganze Tour, auf welcher 230 englische Meilen zu bewältigen sind, nimmt 15—17 Tage in Anspruch.



Anmerkungen.

1) Der Rush von 1849 und der Boom von 1897. — Rush (sprich rösch) heißt: schnell laufen, mit Ungestüm laufen. So wurde 1847 von allen Enden des Erdballes auf California losgestürmt, als die Kunde nach Europa drang, das Gold liege in den Thälern des Sacramento auf der Straße und man brauche es nur aufzuheben. Wenige Jahre später kam der Razenjammer hinterdrein, allein die in ihren Erwartungen auf große Goldfunde betrogenen Einwanderer fanden wenigstens außerhalb der geträumten Goldfelder üppige und grüne Saaten vor, wo man unter dem Schutze einer wollenen Decke bequem im Freien schlafen und das Vieh auf den Matten weiden lassen konnte. Die Leichtigkeit der Ernährung hat dann zu dem fabelhaften Aufschwunge des Staates California am meisten beigetragen.

Boom (sprich buhm) heißt: mit vollen Segeln fahren. Das ist jetzt im Jahre 1897 in Bezug auf Alaska der Fall. In Alaska sind die Bedingungen zur Fortexistenz zehnmal schwieriger, als in Californien. Während in letzterem gottbegnadeten Lande ein fast ewiger Frühling herrscht, sind die Ströme von Alaska 7—8 Monate lang zugefroren, während Californien vom Überfluß seiner Naturprodukte an andere Staaten reichlich abgeben kann, muß in Alaska jeder Sack Mehl, jedes Stück Vieh von außerhalb bezogen werden. Während eine mäßig angelegte Natur in Californien mit einem halben Dollar täglich bequem ihre Lebensbedürfnisse befriedigen kann, muß sie in Alaska zu ihrem Unterhalte täglich 6, 8, ja 10 Dollars aufwenden. Insoweit steht also Alaska weit hinter Californien zurück, allein es ist auch zu keiner Zeit die Ausbeute der Goldfelder in Californien so ergiebig gewesen, wie in Alaska im Jahre 1897. Wenn einfache Tagelöhner, die nichts als ein paar gesunde Arme und eine robuste Konstitution ihr eigen nennen, in einem Tage 40, 60, 100, ja 200 Dollars verdienen, so kommt es natürlich auf 10 Dollars Spesen täglich nicht an. Allein, männiglich hüte sich davor, daß ihm die Auri sacra fames (zu deutsch „der verfluchte Hunger nach Gold“) keinen Bissen spiele.

Angeichts des gegenwärtigen Booms ist der Dollar König und begeben sich die fahrenden Reisenden via Zukunmündung in ein Ab-

hängigkeitsverhältnis zu der Alaska Commercial Company. Die ausgetretenen Pfade des Chilkutpasses oder auch die des südlich davon gelegenen zu wandeln, ist schon um deswillen vorzuziehen, weil für diese Wege eine 15 jährige Erfahrung spricht. Thatsächlich benutzen 95 Procent aller Reisenden den Landweg über den Chilkut- oder den Weißen Paß, während nur 5 Procent sich des weit bequemeren Wasserweges von San Francisco nach St. Michaels bedienen. Nebenbei können dann auch die dem Golde zustrebenden Wanderer, wenn sie an verlassenem Blockhäusern vorbeikommen, die am Labarge=See, am Hootalingua=, am Big Salmon= und am Belly River, wo früher ziemlich viel Gold gefunden wurde, häufig anzutreffen sind, während jetzt die Ausbeute nur eine mäßige ist, Betrachtungen über den Wechsel der Goldverhältnisse in Amerika anstellen. Glücklicherweise sind die zuverlässigen Berichte über besonders reichliche Goldfunde mit mächtigen Lagern in Dawson City am Klondykefluß in so hohem Grade ermunternd, daß die in diesem und den nächsten Jahre ihr Glück Versuchenden ziemlich gewiß auf ihre Rechnung kommen werden, vorausgesetzt, daß sie genügendes Geld besitzen, um wohlbehalten an Ort und Stelle zu gelangen.

(Während des Sages traf via San Francisco die erfreuliche Kunde ein, daß eine San Franciscaner Gesellschaft einen regelrechten Dampfschiffdienst zwischen St. Michael, dem nächsten sicheren Hafen an der Mündung des Zukonflusses eingeleitet hat, vermitteltst der Schiffe „Bella“ und „Alice“. Um mehr Fracht zu bewältigen, nehmen sie auch noch schwere Prahmen ins Schlepptau und befördern auf jeder Fahrt 500—600 Tonnen Mehl und 300—400 Tonnen Schinken und andere Viktualien. Solcher Fahrten können vor Eintritt des Winterfrostes mindestens sechs bis nach Dawson City gemacht werden und das ist dann schon ein so ansehnliches Quantum, daß, abgesehen von dem eigenen Proviant, den alle Diggers für mehrere Monate reichend mit sich bringen, 5—6000 Menschen genügende Nahrung haben, um über den nächsten Winter bequem hinwegzukommen.)

2) Wenn man bedenkt, daß es die Juan de Fuca=Strasse ist, durch welche die große Schar der Goldsucher nach Alaska hindurchfährt, daß es die Juan de Fuca=Strasse ist, auf welcher die vielen Millionen von Dollars nach San Francisco oder den Staaten der Union zurückfließen, so kann man nur mit einem Gefühle der Wehmut desjenigen Mannes gedenken, der diese Strasse zuerst aufgefunden und ihr seinen Namen gegeben hat.

Der echte Name dieses kühnen Seefahrers war Apostolos Valerianos. Die Geschichte seines Wirkens steht in dem Buche „Purchas his Pilgrimes“ (1625): „Eine Beschreibung, gemacht von mir, Michael Lok dem Ältern, bezüglich der Strasse des Meeres, gewöhnlich

Fretum Anian genannt, in der Südsee, in der Norwest-Durchfahrt von Meta incognita."

Loß kam auf seiner Reise im Jahre 1596 nach Venedig und wurde zu einem griechischen Lotsen, einem sechzigjährigen Manne, geführt, der unter seinen Gefährten allgemein als Juan de Juca bekannt war, obgleich sein wirklicher Name der eben mitgetheilte war. Er sagte, daß er vierzig Jahre in spanischen Diensten gewesen sei und sich bei einer seiner Reisen auf der Galione befunden habe, die von dem englischen Kapitan Candlish auf der Höhe von Cap California (Kap St. Lukas) gekapert worden sei, wobei er sechzigtausend Dukaten eingebüßt habe.

Im Jahre 1592 beauftragte ihn der Vizekönig von Mexiko mit einer Entdeckungsexpedition, die ihn zu der nach ihm benannten Straße führte. Er folgte den Küsten von Californien und Oregon, bis er zur Breite von 47° kam und sah, daß das Land gegen Norden und Nordosten lief, mit einer Seeenge zwischen 47° und 48° nördl. Breite: in diese lief er ein, segelte darin länger als zwanzig Tage und bemerkte, daß das Land sich noch immer weiter erstreckte. Die See war viel breiter, als bei der erwähnten Einfahrt, und er kam bei verschiedenen Inseln vorbei.

Er erzählte auch, daß er an mehreren Punkten die Küste betrat und verschiedene Leute sah, die in Tierfelle gekleidet waren und daß das Land sehr fruchtbar und wie Neuspanien an Gold, Silber, Perlen und anderen Dingen reich sei.

Er sagte ferner, nachdem er in der besagten Straße so weit gefahren und gefunden habe, daß das Meer überall weit genug und an der Mündung der Straße, in die er eingelaufen, 30—40 Stunden breit sei, so habe er gedacht, daß er sich jetzt seines Auftrages wohl entledigt und die Sache, wegen der man ihn ausgesandt, gut ausgeführt habe, und da er nicht mit Waffen versehen gewesen sei, um vorkommende Angriffe der wilden Völker zurückweisen zu können, so sei er unter Segel gegangen und nach Neuspanien heimgekehrt, dessen Hafen Acapulco er anno 1592 erreicht habe.

Der Vizekönig empfing ihn mit schönen Redensarten und riet ihm, nach Spanien zu gehen und seine Entdeckungen dem König vorzulegen. Er vollzog diese Reise und der König empfing ihn mit spanischer Grandezza, that aber nichts für ihn, so daß Juca zuletzt alle Hoffnungen auf eine Belohnung aufgab und nach Italien ging, wo Loß ihn traf.

Hier erbot er sich, in englische Dienste zu treten, indem er hoffte, daß man ihn für seinen großen, durch Candlish erlittenen Verlust entschädigen werde. Loß schrieb auf der Stelle an den Lord Oberschatmeister Cecil und bat um hundert Pfund für Jucas Reise nach Eng-

land, da er nicht in der Lage sei, das Geld vorzulegen. Man antwortete ihm, daß man seine Idee billige, aber Geld schickte man ihm nicht, und so schloß die Sache ein. Später knüpfte Lok, der englischer Konsul in Aleppo geworden war, mit Juca einen Briefwechsel an, und als man ihn nach Zante versetzt hatte, schrieb er dem alten Votzen nach Cephalaria, daß er die Kosten der Reise nach England bestreiten wolle. Inzwischen war der alte gute Mann aber gestorben oder lag im Sterben, und England büßte die Gelegenheit ein, eine wichtige Küste schon 200 Jahre eher zu entdecken, als es 1792 durch Vancouver der Fall war.

Schon in den Jahren 1787 bis 1789 bestätigten die Engländer Berkely, Duncan und Meares und der Amerikaner Kendrick die Entdeckung Jucas durch Besuche, welche sie verschiedenen Teilen der Straße machten. Die Wahrheit ihrer Angaben zu untersuchen, war einer der Zwecke von Vancouvers großer Reise. Am 29. April 1792 kam er in der Straße an — in der „angeblichen“ Juca-Straße, sagt er — und begann noch an demselben Tage mit der Aufnahme, die seinen Namen unsterblich gemacht hat. Bei seiner Ankunft traf er den amerikanischen Kapitän Grey, der eine Fahrt in der Straße gemacht und auf der Küste überwintert hatte.

3) Durch einen Zufall gewann ich einen näheren Einblick in das Innere dieses Notten Borough's. Auf der Rückfahrt von Alaska begriffen, langte die „Queen“ vormittags 10 Uhr hier an, um eine Partie Halibutts auszuladen. Angeblich sollte ein Aufenthalt von einer halben Stunde stattfinden. Ich verfügte mich — es war am 4. Juli — in den ersten besten Barber-Shop, um mich für den Tag der nordamerikanischen Unabhängigkeitsfeier salonfähig zu gestalten, traf aber mehrere Eingeborene an, die Prioritätsrechte besaßen. Kurz und gut, als ich glattrasiert die Landungsbrücke wieder betrat, sah ich in der Entfernung von einer halben Meile meine ungracious „Queen“ dicke Rauchwolken in die Lüfte entsenden — sie war abgedampft. Ich machte ein sehr dummes Gesicht, schickte mich aber in das Unvermeidliche und tröstete mich mit dem Gedanken, daß die Situation noch zehnmal schlimmer gewesen wäre, wenn ich den gleichen Unfall bei der Ausreise zu beklagen gehabt hätte. So lernte ich, da der nächste Lokaldampfer nach Tacoma erst abends abfahren sollte, das „Endchen Stadt“ mit einer Gründlichkeit kennen, wie es bei keiner anderen Stadt am Sund der Fall gewesen war. In den Straßen, in denen ich ein halbes Duzend mal auf und nieder ging, traf ich kein Duzend Personen an. Im Café war ich der einzige Gast. Auf den elektrischen Cars, die in rasender Geschwindigkeit bis 5 Meilen vor die Stadt hinausfausten, war ich der einzigste Passa-

gier. Die ganze Stadt hatte ein hippokratisches Gesicht, woran auch der Umstand, daß ich am Abend Zeuge war, wie eine Songhish-Indianerin für ihren Knaben einen „Tic Tic“ zu 1½ Dollars kaufte, nichts zu ändern vermochte.“ Vom Mai 1897 angefangen, soll sich das Geschäft infolge des Runns nach den Klondykefeldern riesig gehoben haben, und eben haben die Kaufleute alle Hände voll zu thun, dieses Mal mit wirklich umfangreichen Geschäften. Das ist so recht die Signatur des Wachsens und Zusammenschrumpfens dieser über Nacht entstandenen Sundstädte und Städtchen.

4) Über die näheren Umstände, wie die Vereinigten Staaten in den Besitz Alaskas gelangten, möge noch an die folgenden Einzelheiten erinnert werden: Schon während des Krimkrieges wollte Rußland seine ferne, damals Russisch-Amerika genannte Besitzung in der neuen Welt an Amerika verkaufen, denn die englischen Schiffe bedrohten den sibirischen Hafen Petropawlofsk, und Rußland fürchtete eine Besetzung seiner amerikanischen Kolonie durch die Engländer. Der russische Vertreter in Washington, Baron Stoeckl, bot das ganze 1½ Millionen Quadratkilometer umfassende Gebiet Amerika für sieben Millionen Dollars an, aber der damalige Präsident Pierre lehnte das Angebot ab. Die Rechte der Russisch-amerikanischen Pelzgesellschaft waren in die Hände der Hudsonbai-Gesellschaft übergegangen, und der zwischen ihnen bestehende Vertrag lief im Juni 1867 ab. Die Amerikaner fürchteten nun ihrerseits, daß eine Verlängerung dieses Vertrages das Territorium ganz in die Hände der englischen Hudsonbai-Gesellschaft und damit in jene der Engländer spielen könnte, und von zahlreichen Gesellschaften, Handelsfirmen und Städten trafen in Washington Petitionen ein, Russisch-Amerika zu kaufen. Damals befand sich die Washingtoner Regierung, mit Präsident Johnson und Staatssekretär Seward an der Spitze, der mexikanischen Wirren wegen in Verlegenheit. Seward dachte die Aufmerksamkeit durch die Alaskafrage von Mexiko abzulenken und begann mit Baron Stoeckl geheime Unterhandlungen, betreffend den Ankauf von Russisch-Amerika. Am 29. März 1867 brachte Stoeckl die telegraphische Einwilligung des Zaren in die Wohnung Sewards am Lafayette Square und wollte die Verkaufs-urkunden am nächsten Tage aufsetzen. „Nein“, antwortete Seward, „wir wollen das gleich jetzt abmachen und die Dokumente morgen dem Senat vorlegen.“ Boten trommelten die Sekretäre Sewards, sowie der russischen Gesandtschaft aus allen Stadtteilen zusammen. Sie arbeiteten die ganze Nacht durch, und um 4 Uhr morgens wurden die fertigen Urkunden unterschrieben. Im Senat wurde der Verkauf in geheimen Sitzungen beraten und am 10. April ratifiziert, zum größten Erstaunen des englischen Gesandten Sir Frederick Bruce, dem

die Sache vollständig unbekannt geblieben war. Er telegraphierte sofort dem Earl of Derby um Instruktionen zu einem Protest gegen diesen Vertrag, aber vergeblich.

5) Nachdem wir stundenlang unsere Seelen im Tau gebadet und einen ganzen Vormittag in Genüssen edelster Art geschwärmt hatten, wobei wir, vor der Allmacht der Natur staunend, in die Kniee gesunken waren, regte sich bei uns nach sechsstündiger Wanderung ein fabelhafter Appetit. Mit Macht traten plötzlich die materiellen Bedürfnisse in ihre Rechte. Unfähig, noch weitere Posten von Begeisterung auf Flaschen zu ziehen, nahmen wir an der mit schneeweißem Leinen bedeckten Speisetafel Platz und harrten heißhungrig der Genüsse, die uns vorgesetzt werden sollten, wobei meine liebenswürdige Nachbarin, ein Fräulein Payne aus Albany, den launigen Spruch Lord Byron's citierte:

The happiness of man
The poor Sinner
Since Eve ate apples
Most depends on dinner,

was zu deutsch in freier Übersetzung lautet:

Gutes reiches Mittagessen,
Hendel-Seht nicht zu vergessen,
Heiter stimmt die Menschenfinder,
Große und auch kleine Sünder,
Seit im Erdenparadies
Eva in den Apfel biß.

6) Unter den Reisenden, die sich im Juli 1897 auf den Weg gemacht haben, um das neue Goldland an Ort und Stelle, aus eigener Anschauung kennen zu lernen und darüber schreiben zu können, befinden sich zwei Männer, die in weiten Kreisen bekannt sind: 1. Herr von Hesse-Wartegg, Ehegatte der berühmten Sängerin Minnie Hauck. Er ist Verfasser einer großen Reihe von Reiseschilderungen über Nordamerika, das er aufs gründlichste kennt, und außerdem hat er Bücher über Spanien und Korea verfaßt. 2. Cincinnati's Heint. Miller, bekannt unter dem Pseudonym Joaquin Miller. Er wurde geboren am 10. November 1841 im Staate Indiana, wo seine Eltern auf einer kleinen Farm wohnten. 1851 siedelte seine Familie nach Oregon über. Doch trennte sich Joaquin bald von ihr und versuchte sein Glück in Californien. Dort führte er anfangs ein Vagabundenleben, studierte dann Jurisprudenz und wurde 1870 in einem kleinen, wenig besiedelten Distrikt zum Richter gewählt. 1863 heiratete er eine unter dem Namen Minnie Rhable schreibende Dichterin, ließ sich aber sieben Jahre später von ihr scheiden. 1870 ging er nach London und fand

dieselbst einen Verleger für seine „Songs of the Sierra“. Diese Gedichte, in denen er die wilde Schönheit und Prachtfülle südlicher Gegenden mit ungewöhnlicher Energie schilderte, riefen in England eine Sensation hervor, wie man sie seit den Tagen Byrons nicht erlebt hat. Eine etwas sanftere Fortsetzung des genannten Buches erschien unter dem Titel: „Songs of the Sunlands“. Weitere Schriften von ihm sind: „Life among the Modocs“, eine Beschreibung seiner Erlebnisse unter den Indianern (1873), „One fair Woman“ (1876) und viele andere. Gegenwärtig korrespondiert er für die New Yorker „World“. (Nachschrift: Herr Hesse-Wartegg hat seine Reise nach Alaska verlassen und befindet sich momentan — Ende November — in Berlin.)

7) Laut Depeschen, die Mitte September 1897 in Berlin eingetroffen sind, hat man den Ausweg, welchen wir angeraten haben, nämlich den einer Verschmelzung amerikanischer und canadischer Interessen, tatsächlich eingeschlagen. Über London ist die Nachricht eingetroffen, daß die canadische Regierung mit der Canada-Pacificbahn wegen eines schleunigst in Angriff zu nehmenden Baues einer Eisenbahn von 150 englischen Meilen Länge von Glenora am Stickeenfluß nach den schiffbaren Gewässern des Zukongebietes zur Verbindung mit den Klondykefeldern unterhandelt. Die Canada-Pacificbahn beabsichtigt in Verbindung damit eine Dampferverbindung zwischen Vancouver und Glenora. Daraufhin trat auf den europäischen Börsenplätzen eine Haussa in Canada-Pacificactien ein.

Bei der Raschheit, mit der in Amerika Eisenbahnen gebaut werden, steht mit Bestimmtheit zu erwarten, daß diese Bahn von 150 Meilen Länge bis nächsten Sommer oder Spätherbst fertig dastehen wird.

Dann werden alle Schrecknisse, die den Auswanderer heute am Chilkutpaß und am Weißen Paß erwarten, mit einem Male beseitigt sein. Rettungsexpeditionen nach Klondyke, als „einziges Mittel, das Verhungern der dortigen Bevölkerung zu verhindern“, sind alsdann überflüssig. Die Fixigkeit der Amerikaner wird hunderte von Waggons mit Lebensmitteln auf die bedrohten Punkte werfen und den Vertretern der systematischen Lügenberichte in der englischen Presse wird mit einem Schlage der Mund gestopft sein.

Deutsche Auswanderer, welche im nächsten Frühjahr die Reise antreten, werden, wo immer sie im Herbst sein mögen, Lebensmittel in Fülle und Fülle antreffen.

Das Eisenbahntrace, um welches es sich hier handelt, ist in der beigelegten Karte von Alaska eingezeichnet und kann mit Leichtigkeit verfolgt werden. Die Bahn soll beginnen an dem in diesem Buche ausführlich beschriebenen Fort Wrangel (55° 75' n. Br.). Sie geht

dann im Flußgebiet des Stickeen Rivers, die Radininsel links liegen lassend, zuerst nördlich, dann östlich. Weiter im Thale sieht man links den Le Contegletscher, und nachdem man zur Rechten den Iskoot River passiert hat und den sich daran lehrenden Stickeengletscher, geht die Bahn weiter zum Skud River. Hier befindet sich die amerikanisch-canadische Grenze. Man ist hier halbwegs bis Glenora. Glenora kann auch auf dem Wasserwege erreicht werden, aber die amerikanische Zollgrenze ist nicht zu umgehen. Die Entfernung von Fort Wrangel bis Glenora beträgt 120 Meilen. Diese Strecke würden die Amerikaner zu erbauen haben. Absolut notwendig ist sie nicht, weil der Stickeenfluß, bevor man an seine Stromschnellen kommt, von Fort Wrangel bis Glenora mit Dampfern befahren werden kann.

Bei Glenora würde die eigentliche Bahn, für die sich in erster Linie die Canadier interessieren, beginnen. Sie führt über Telegraph Creek an den Tahltan River, wendet sich östlich zum Second North Fork, macht an dessen Mündung in den Stickeenfluß eine Wendung im rechten Winkel nach Norden und geht im Second North Fork so weit nach Norden als möglich, d. h. bis zum See, aus welchem der Second North Fork ausfließt.

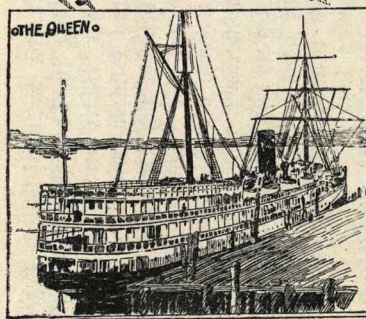
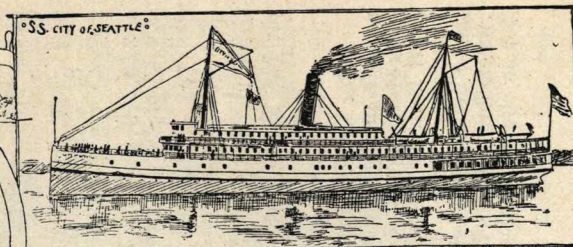
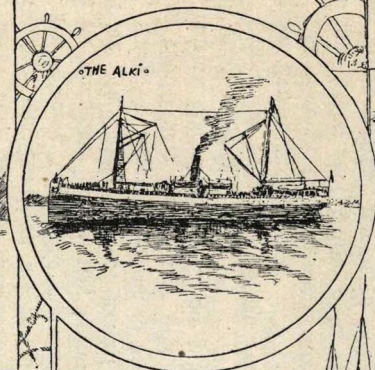
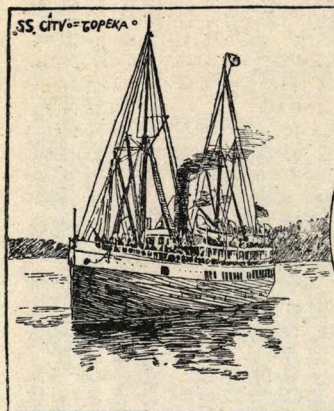
Damit sind volle 100 Meilen oder zwei Drittel der ganzen projektierten Strecke zurückgelegt.

Das letzte zu bewältigende Drittel läuft dann vom Second North Fork zum Teslin oder Aklene Lake, der sich wiederum in den Hootalingua River ergießt. Damit ist das Stromgebiet des Yukon erreicht.

8) Differenzen in den Angaben über die Ertragnisse der Goldernten erklären sich teilweise dadurch, daß in England nach dem Troypfund à 373,242 g à 11 Unzen, in Nordamerika aber nach dem Avoirdupois-Pfund à 453,592 g gerechnet wird.

Im allgemeinen ist das alaskanische Gold nicht so gut und rein wie das californische; es enthält auch Beimischungen von Silber und Eisen und hat die Unze einen Wert von 16 Dollars. Das würde für das Pfund einen Wert von 1000 Mark ausmachen.

Der im Vorworte erwähnte „Brief aus Portland“ mußte wegen Raum mangels zurückgestellt werden. Derselbe soll in einer späteren Publikation: „Alaska-Falz“ Nr. 3, Verwendung finden. (Ladenpreis 50 Pf. Mit kolorierter Karte des Pugetlandes und vielen neuen Illustrationen.) — Bei Einsendung von 40 Pf. in Freimarken an die Verlagshandlung erhält jeder Käufer des Buches „Auf nach Alaska“ den sechsmal zusammengefalteten Bogen „Alaska-Falz“ Nr. 3 (Burlington Route) Ende November 1897 franco per Post in eleganter, goldgepreßter Papiermappe zugesandt.



Am Quai
von
Tacoma.
Einschiffung
von
Pferden
für
Alaska

Sechs Dampfer in Tacoma.

Tabellen und Anhang.

Entfernungen von Juneau.

Bis	Haines (Chilkat)	80 Meilen
"	zum schiffbaren letzten Punkt im Chunkanal	106 "
"	auf den Gipfel des Chilkutpasses	115 "
"	hinab zum Lindemann-See	124 "
"	zum Beginn des Bennet-Sees	129 "
"	zur Grenzlinie zwischen Britisch-Canada und Unter- alaska	139 "
"	an den Fuß des Bennet-Sees	155 "
"	an den Fuß von Caribou-Übergang	158 "
"	an den Fuß des Tafon-Sees	175 "
"	zum Hause Tafisch	179 "
"	zum Anfang des Schlammsees	180 "
"	zum Anfang des Marschsees	200 "
"	zum Ende der Schlucht	225 "
"	zum Beginn der Schimmelschnellen	228 "
"	zum Tafheenafluß	240 "
"	zum Beginn des Labarge-Sees	256 "
"	zum Ende des Labarge-Sees	287 "
"	zum Beginn des Hootalingua	320 "
"	zur Cassiar-Sandbank	347 "
"	zum kleinen Salmsfluß	390 "
"	zu dem „Fünffingersfluß“	451 "
"	zum Bellfluß	510 "
"	zum Stewartstrom	630 "
"	zum Klondyke	710 "
"	zur Bierzigmeilenschlucht	750 "
"	Sitta	160 "
"	Fort Wrangel	148 "
"	Seattle	899 "
"	San Francisco	1596 "

Kleine Dampfboote versehen den Dienst zwischen Juneau und Dyea, indem sie die Strecke von 106 Meilen gegen ein Fahrgeld von 10 Dollars in 12 Stunden zurücklegen. Im Frühjahr gehen diese Schiffe einen oder zwei Tage später, nachdem der Hauptdampfer in Juneau eingetroffen ist, ab. Die Passagiere haben selbst für ihre Wäsche, Nachtlager und Beköstigung zu sorgen. Auf einer in den Dyea River vorspringenden Landzunge, ungefähr eine Meile unterhalb der Handelsstation von Healy & Bealsons, wird das Gepäck der Prospectors ausgeladen, und findet von da ab seitens der Dampfsschiffsverwaltung keine weitere Kontrolle über das Gepäck statt, und jeder hat für seine Sachen selbst zu sorgen. Nun kommt es bezüglich einer weiteren glücklichen Reise viel darauf an, ob und wie die Ausrüstungsgegenstände geschickt verpackt und gestaut werden. In erster Linie handelt es sich um die Beschaffung eines richtigen Zuckerschittens, den man zum Preise von 7 bis 14 Dollars erstehen kann. Er ist 7 Fuß 3 Zoll lang und 16 Zoll breit. Er ist aus dem härtesten Holze hergestellt und ruht auf stählernen Läufern. Stahl verdient den Vorzug vor Eisen, weil sich dieses Material dem feinen und weichen Schnee, der gerade zur Frühjahrszeit vorzuherrschen pflegt, besser anpaßt. Eine normale Ausrüstung hat ein Gewicht von 350 bis 400 Pfund. Mitunter wiegen die Sachen, die die Leute mitnehmen, insgesamt 1500 Pfund. Es ist dies aber jetzt nicht mehr empfehlenswert, denn die Konkurrenz an den verschiedenen Plätzen, wo sich Handelsniederlassungen befinden, hat es mit sich gebracht, daß man die Ausrüstung auf die notwendigsten Gegenstände beschränken kann.

Vergleichung der Thermometerskalen.

$$\begin{aligned}
 1^\circ \text{ Celsius} &= \frac{8}{10}^\circ \text{ Reaumur} && \text{oder } \frac{9}{5}^\circ + 32^\circ \text{ Fahrenheit.} \\
 1^\circ \text{ Reaumur} &= \frac{10}{8}^\circ \text{ Celsius} && \text{oder } \frac{9}{4}^\circ + 32^\circ \text{ Fahrenheit.} \\
 1^\circ \text{ Fahrenheit} &= \frac{5}{9} (1 - 32)^\circ \text{ Celsius} && \text{oder } \frac{4}{9} (1 - 32)^\circ \text{ Reaumur.}
 \end{aligned}$$

°C.	°R.	°F.
— 40	— 32	— 40
— 35	— 28	— 31
— 30	— 24	— 22
— 25	— 20	— 13
— 20	— 16	— 4
— 15	— 12	5
— 10	— 8	14
— 5	— 4	23
0	0	32
5	4	41
10	8	50
15	12	59
20	16	68
25	20	77
30	24	86
35	28	95
40	32	104
45	36	113
50	40	122
55	44	131
60	48	140
65	52	149
70	56	158
75	60	167
80	64	176
85	68	185
90	72	194
95	76	203
100	80	212

Pelzmütze 16 Mk.

Wollen Mackinaw 80 Mk.

Wollen. Oberhemd 8 M

Wollen. Unterkleider 16 M

Extr. dicker Schweiss-
treiber 16 M.

Gürtel 4 Mk

Mocassinschuhe 12 Mk

Renntierdecke 48 Mk

Ueberzeug 4 Mk.

Anzug aus Fuchsfell
200 Mk.

Betttücher 32 Mk.

Gummi Stiefel 14 Mk.

Pariser Caribou-
Handschuh 8 Mk.

Schmutzfänger
12 Mk.

Wollene Strümpfe
4 Mk.

Alles zusammen 474 Mk

Diverses 326

S^a Mk. 800



Ein vollständig ausgerüsteter Prospektor.

Übersichtstabelle für Längen- und andere Maße.

Eine deutsche geographische Meile, von welcher 15 auf einen Grad des Äquators gehen, ist 7420,428 m lang.

Die gewöhnliche englische Meile (London mile) ist 5000 Fuß = 1523,986 m lang.

Die gesetzmäßige britische Meile (British mile oder Statute mile) ist 5280 Fuß oder 1609,329 m lang.

Die Seemeile (Sea mile) oder englische Geographical mile (das Seemaß aller zivilisierten Nationen) ist 6085,898 Fuß = 1854,965 m lang (60 auf einen Grad).

In Canada und in den Vereinigten Staaten gilt die englische Statute mile.

Wo also in dieser Schrift von Entfernungen die Rede ist, wie San Francisco—Sitka, Juneau (oder San Francisco)—St. Michael, ist stets die nautische Meile (1855 m) gemeint. Sind Landentfernungen angegeben, wie: Dyca über den Chilkutpaß nach Lindemann (23 $\frac{1}{2}$ Meilen), so ist die Statute mile gedacht.

Es liegt in der Natur der Sache, daß namentlich in Ländern, die noch so wenig genau vermessen sind wie Alaska, die nautische Meile oft mit der Statute mile verwechselt wird; man darf sich also über Unterschiede von $\frac{1}{5}$ hinauf oder herunter nie wundern. Es kommt hinzu, daß bei Flüssen mit wechselndem Fahrwasser und mit vielen Krümmungen Reisende, die zu verschiedenen Zeiten die gleiche Reise machen, zu verschiedenen Vermessungen gelangen. Am zuverlässigsten sind die Angaben der Entfernungen von einem Seehafen zum andern.

Einschlägige Litteratur, die teilweise benutzt wurde.

All about Alaska. Issued by Pacific Coast Steamship Co. San Francisco (Cal.) 1896.

Report of the Governor of Alaska for the fiscal year 1896. Washington (Government Printing-Office).

Sights and Scenes in Alaska. Union Pacific System. (Passenger Department Omaha [Nebraska]).

Alaska. *) Reisen und Erlebnisse im hohen Norden. Von Friedrich Wymper. Deutsch von Dr. Fr. Steger. Braunschweig, Georg Westermann. 1869.

Beilage der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 16. Juni 1897. (Besprechung des Buches: „Ein Zug nach dem Osten“ von Moritz Schanz [2 Bde. Hamburg, W. Maufe Söhne].)

The wonders of Alaska (illustrated), by Alexander Badlam.

Journeys in Alaska, by E. R. Seidmore.

Guide to Alaska and the North Western Coast. (For sale by Payot Upham & Co., San Francisco.)

A woman's trip to Alaska (illustrated), by S. M. Collin. (Cassall Publication Co. New York)

*) Aus diesem gut geschriebenen Werke über Alaska, welches vor 30 Jahren verfaßt worden ist, wurden die Abschnitte: „Jonas im Walfisch“ (S. 25) und „Über die Geologie des Zufon“ (S. 110) entlehnt.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorwort	5
Einleitung	7
San Francisco im sonnigen Californien	11
Tacoma. (Mit 4 Abbildgn.)	17
Die Fahrt im Sund. (Mit 2 Abbildgn.)	27
„Al-ay-ek-sa“ in Sicht	32
Fort Wrangel. (Mit 2 Abbildgn.)	36
Das Wunderland Alaska	42
Geschichtliches	43
Bevölkerung. (Mit 3 Abbildgn.)	45
Die Sprache	53
Der Fischreichtum. (Mit 1 Abbildg.)	55
Die größte Handelsgesellschaft. (Mit 1 Abbildg.)	58
Minen- und Mineralienbezirke. (Mit 8 Abbildgn.)	62
Von Fort Wrangel bis Juneau. (Mit 1 Abbildg.)	78
Die alaskanischen Hauptstädte:	
Juneau. (Mit 1 Abbildg.)	82
Sitka. (Mit 14 Abbildgn.)	86
Die Gletscherbucht (Glacier Bay) und der Muir-Gletscher. (Mit 6 Abbildgn.)	93
Die Reise nach dem Yukonstrom. (Mit 3 Abbildgn.)	101
Der Yukon. (Mit 1 Abbildg.)	109
Über die Geologie des Yukon. (Mit 1 Abbildg.)	112
Noch einmal: Der böse Chilkutpaß. (Mit 4 Abbildgn.)	117
Aus den Goldfeldern des Dorado Creek am Klondyke. (Mit 3 Abbildgn.)	127
Die erste Besteigung des St. Elias-Berges, am 31. Juli 1897 durch den Prinzen Luigi von Savoyen. (Mit 5 Abbildgn.)	135
Projektirte Bahnen nach Alaska	144
Bahn an den Teslin-See. (Mit 1 Abbildg.)	147
Polarkreisstadt	150
Die Polizeistation Gudahy und Dawson City, Circle City, Forty Mile Camp (Mit 1 Abbildg.)	151
Über Temperatur, Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse am Klondyke. (Mit 2 Abbildgn.)	156
In Canada gültige Minengesetze. (Mit 1 Abbildg.)	163
Natur und Ausdehnung der Claims	165
Die englischen Lügenberichte. (Mit 1 Abbildg.)	169
Die Pelzrobbeinseln	175
Die Missionen. (Mit 1 Abbildg.)	178
Die Jagd auf Missetiere. (Mit 2 Abbildgn.)	181
St. Michaels	185
Anmerkungen	188
Tabellen und Anhang	197

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite		Seite
1. Initiale A mit Titelvignette	1	29. Gletscherpalten am Muir-	
2. Holz fällende Arbeiter in		gletscher	98
Washington	18	30. Landestelle am Muirgletscher	99
3. Tacoma	19	31. Am Muirgletscher	100
4. Tacoma-Berg	21	32. Ausbruch zur Reise	101
5. Olympia-Hotel	23	33. Lagerplatz am Zukon	103
6. Die Stadt Seattle	28	34. Stromschnelle auf dem Hoota-	
7. Gesangverein im Aufstieg zum		linguafluß	105
Tacoma-Berg	28	35. Am Fort Zukon beobachtetes	
8. Fort Wrangel	37	Nordlicht	111
9. Totem Poles	39	36. Landung mit Schlitten am	
10. Mamelutefrau	48	Zukon	113
11. Mamelutemann	49	37. Am Dyeafluß	116
12. Kasa-an-Village bei Sitta	50	38. Das Schafscamp	119
13. Fischfang in der Bucht Ki-		39. Prospektoren und Indianer	
lisnoo	59	am Eine Meile-Fluß	121
14. Lagerplatz von Fischbein . .	61	40. Am Fünffingerberg und -Fluß	123
15. Mühle im Bonanza Creek . .	69	41. Eldorado Creek	129
16. Indianerfluß und Baum-		42. Die Schimmel-Stromschnellen	131
gruppe bei Sitta	73	43. Joaquin Miller	134
17. Treadwell Gold-Mine und		44. Der St. Eliasberg	137
=Mühle	73	45. Prinz Luigi von Savoyen . .	139
18. Douglas Island mit In-		46. Moräne und Urwald	141
dianerinnen	74	47. Herr Bryant	142
19. Schüssel und Grabler	76	48. Nebenfluß des Stideenflusses	149
20. Goldschmelze	77	49. Die Goldfelder am Klondyke	155
21. Der „Teufelsdaumen“	79	50. Nittin Aht-Indianer	158
22. Juneau	83	51. Tanana-Indianer	159
23. Sitta mit Seitenansichten . .	87	52. Karte, Gerechtfame betr. . .	164
24. Tafugletscher und Inneres		53. Goldmine und =Mühle in	
eines Indianerdorfes	89	Butte (Montana)	174
25. Landestelle des Dampfers in		54. Passagierin der „Excelsior“ .	180
Sitta	91	55. Musetierjagd zu Wasser . . .	182
26. Der Dampfer „Queen“ in		56. Musetierjagd zu Lande . . .	184
der Gletscherbucht	95	57. Sechs Dampfer in Tacoma	196
27. Der Davidson-Gletscher . . .	96	58. Ein voll ausgerüsteter Pro-	
28. Touristen auf dem Muir-		spektor	200
gletscher	97		



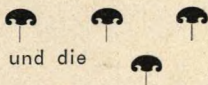
Verlag von **Friedrich Thiel**, Charlottenburg, Carmerstr. 15.

In meinem Verlage sind erschienen:

- I. Alaska-Falz Nr. 1.** Ein kleiner Reiseführer von Hamburg oder Bremen nach New York und Tacoma, **via Northern Pacific Railway Co.**, mit pittoresken Ansichten vom Niagara-Falle, Chicago, Yellow-Stone Park. Dieser lehrreiche Führer kostet nur **50 Pfg.**
- II. Alaska-Falz Nr. 2.** Das Gleiche wie vorstehend, umfassend die Route Chicago—Tacoma **via Canadian Pacific Railway**, mit pittoresken Illustrationen über Ottawa, Winnipeg, die Tausend Seen, den Frazer River etc. etc. Preis **50 Pfg.**
- III. Alaska-Falz Nr. 3.** Dasselbe wie I u. II. Route Chicago—Portland **via Burlington Route**, mit pittoresken Ansichten vom Felsengebirge, Pike's Peak, Salt Lake City und anderen. Preis **50 Pfg.**
- IV. Alaska-Falz Nr. 4.** Dasselbe wie I, II u. III, **via Union Pacific System**, von Denver bis San Francisco. Preis **50 Pfg.**
- Alle vier Alaska-Falze zusamm. in 8°, goldgepresst Preis **2 Mark.**
- V. Eine neugestochene Karte.** 1) Die Goldfelder am Yukonstrom und Klondyke, 2) Karte von Alaska (Vorderseite), 3) Nordamerika (Rücks.). Preis **1½ Mark.**
- VI. Sitka Jack, der Führer nach Alaska.** Reichlicher Text. Preis **2 Mark.**
- VII. Auf nach Alaska!** Ein Führer für Wagemutige. 204 Seiten. Mit 58 Illustr. u. 2 Karten. Von Joachim van Möller. Nur gebunden, Preis **6 Mark.**
- VIII. Das Wunderland Alaska.** 104 Seiten mit 60 Illustrationen und zwei Karten. (Gleicher Text wie vorher, nur anders arrangiert.) 4°. Nur gebunden, Preis **6 Mark.**
- IX. Der Bote aus Alaska und vom Yukon.** Vornehme Halbmonatsschrift. Herausgegeben von **Sitka Jack**. Derselbe erscheint zweimal monatlich in Quart-Format mit den neuesten Nachrichten aus Alaska. Dazu wird jeder Nummer ein Bogen aus „Das Wunderland Alaska“ beigelegt. Preis pro Quartal **4 Mark.** Der „**Bote**“ allein, ohne Beilagen kostet vierteljährh. **2 Mark.**

Verlag von Zuckerschwerdt & Co. in Leipzig, Nostitzstr. 7.

SIBIRIEN



Grosse Sibirische Eisenbahn

von G. Krahmer,
Generalmajor z. D.

Gr. 8°. Mit einer Skizze

Preis 3 Mark.

Inhalt.

I.

Die Geschichte der Erwerbung Sibiriens durch Russland.

II.

Sibirien in orographischer, hydrographischer, meteorologischer, kultureller und ethnographischer Beziehung.

West-Sibirien. Ost-Sibirien. Das jakutskische Grenzgebiet. Das Amur-Küsten-Grenz-Gebiet. Das kirgisische Steppen-Grenzland.

III.

Sibirien in Bezug auf Ackerbau, Viehzucht, Waldreichtum, Jagd, Mineral-Reichtum.

Ackerbau. Viehzucht. Waldreichtum. Jagd. Mineral-Reichtum.

IV.

Sibirien in Bezug auf die Industrie, den Handel, die Verkehrswege.

Industrie. Handel. Verkehrswege.

V.

Die Grosse Sibirische Eisenbahn.

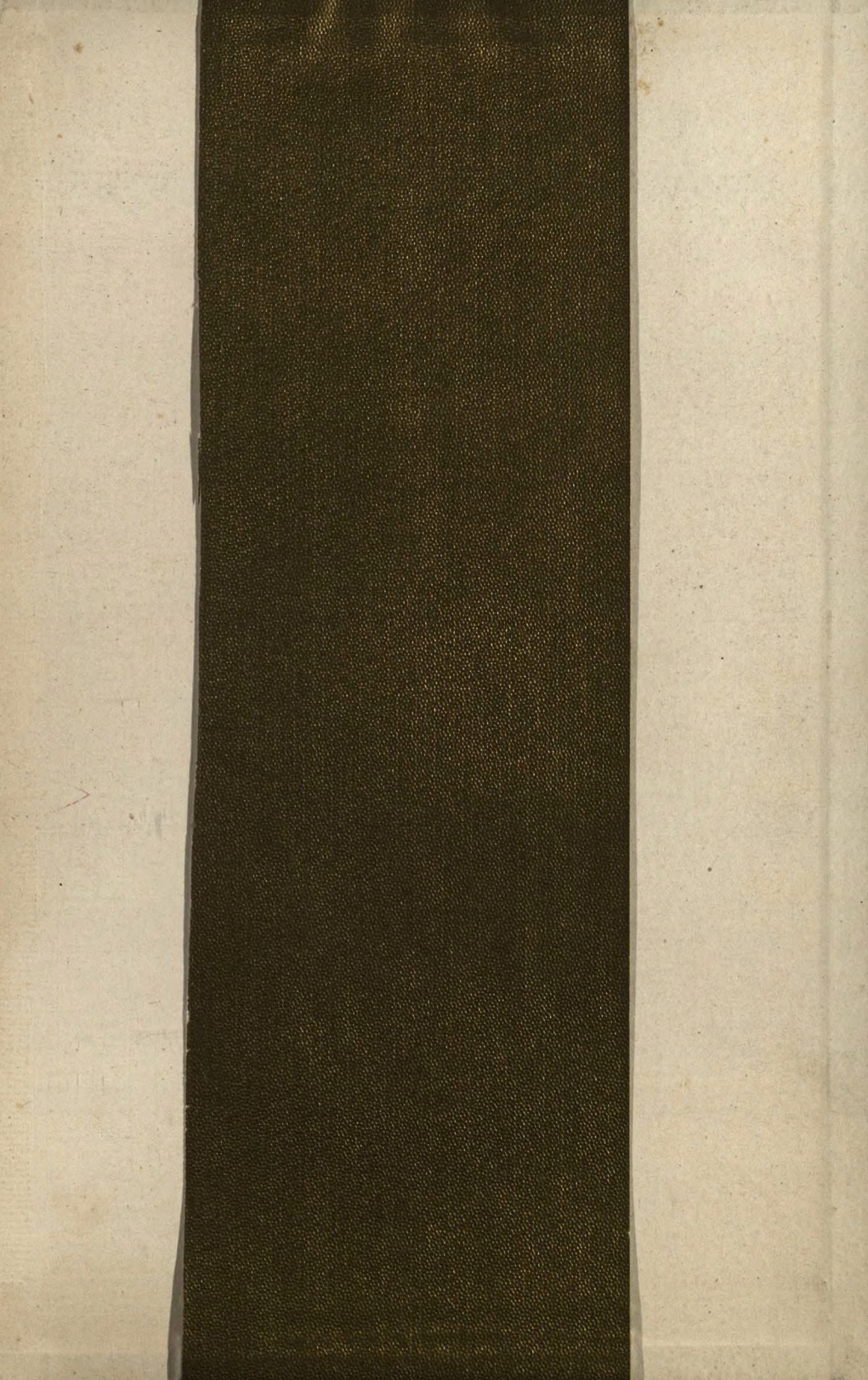
Vorgeschichte. Bau. Bedeutung.



Alle Rechte



vorbehalten.



NORD-AMERICA.



Lithogr. Anstalt von Dietrich Reimer (E. Vohsen), Berlin.

Verlag von Friedrich Thiel, Charlottenburg.

Zu Joachim van Möller „Auf nach Alaska“.

